

Begründet
1877.

Erscheint täglich
mit Ausnahme der
Sonntags- und Feiertage.

Bezugspreis
für das Vierteljahr
im Bezirk und
Nachbarortverkehr
M. 1.25
außerhalb M. 1.35.



Fernsprecher
Nr. 11.

Anzeigenpreis
bei einmaliger Ein-
rückung 10 Pfg. die
einmalige Zeile;
bei Wiederholungen
entsprechender Rabatt.

Reklamen 15 Pfg.
die Textzeile.

Sonntags-Ausgabe: „Schwarzwälder Sonntagsblatt“

Sonntags-Anzeiger und Familien-Beitrag für die Bewohner des Schwarzwaldes.

Alle Abonnenten der Zeitung „Aus den Tannen“ erhalten das „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ als Sonntagsausgabe gratis.
Das „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ kann auch für sich als selbstständige Wochenansgabe bezogen werden und kostet im Vierteljahr 50 Pfg.

Nr. 51.	Ausgabeort Altensteig-Stadt.	Sonntag, den 1. März	Amtsblatt für Pfalzgrafenweiler.	1908.
---------	------------------------------	----------------------	----------------------------------	-------

Beitgemäße Sonntags-Plauderei.

(Nachdruck verboten.)

Gesundes Blut ist ein Schatz, mehr wert als alle Reichtümer der Erde, denn aus gesundem Blut quillt frohes Leben. Gesundes Blut zerstört alle Krankheitskeime, die ihren Weg in dasjelbe gefunden haben. Gesundes Blut ist so beschaffen, daß es für keinen Krankheitsstoff einen Herd abgeben kann, daß in ihm alle schädlichen Bazillen absterben und auf natürlichem Weg aus dem Körper ausgeschieden werden. Die Arterien oder Pulsadern schaffen das nährrende Blut vom Herzen durch alle Teile des Körpers, und dann führen die Venen es zum Herzen zurück. Auf diesem Kreislauf wird das Blut durch die Lungen, die Leber und durch die Haut gereinigt. Wenn das Blut gesund, das heißt leicht durch die Adern rollt, der ist gesund, der ist lebensfroh und arbeitslustig. Gesundes Blut ist nicht nur das Mittel und die Bedingung zum wahren Lebensgenuß, sondern auch die Quelle der Anmut und Schönheit. Wer aber hat in unserer Zeit noch tadellos gesundes Blut? Leider nur wenige Menschen, denn wir leben im Zeitalter der Nervosität, die wir selbst verschuldet haben. Was stürmt nicht alles auf unsere Nerven, auf unsere Gesundheit ein? Die Ueberbürdung der Kinder in der Schule, die Ueberarbeitung bei den Erwachsenen, der übergroße Drang nach Genuß und den verfeinerten Lebensbedürfnissen. So ist es denn kein Wunder, wenn wir ein so großes Heer von blutarmen und nervenkranken Menschen haben. So wie gutes Blut die Quelle der wahren Lebensfreude ist, so bildet schlechtes Blut den Herd aller Krankheiten.

Von jeher galt das Blut als ein besonderer Saft, heute aber noch mehr als früher, weil uns die moderne Forschung mit seinen vielen wunderbaren Eigenschaften bekannt gemacht hat. Die ganze Ernährung und Erhaltung des Körpers erfolgt durch das treffende Blut. Dieses ist es, welches den Stoffwechsel verursacht. Deshalb liegt es auch in unserer Macht, dieses Stoffwechsels zu regeln, indem wir durch Arbeit oder Ruhe den Schlag des Herzens hemmen oder beschleunigen. Das Herz, als Mittelpunkt und Haupttrieb jeder des Blutkreislaufes, verlangt große Berücksichtigung, da Störungen in seinem Bau und seiner Tätigkeit nicht nur auf den Blutumlauf, sondern auch auf den Stoffwechsel zurückwirken. Die so viel verbreitete Appetitlosigkeit und Trägheit der Verdauung sind keine besonderen Krankheiten des Verdauungsapparats, es sind in der Regel nur die Folgen einer mangelhaften Blutbeschaffenheit. Bei Nervösen, Blutarmen oder Bleichfüchtigen ist entweder eine Verminderung der Blutmenge überhaupt, oder wenigstens der wichtigsten Teile, der roten Blutkörperchen vorhanden. Bei der Bleichfücht ist nicht nur die Zahl der roten Blutkörperchen vermindert, sondern auch ihr Gehalt an Farbstoff ist vermindert, sodaß die roten Blutkörperchen blässer aussehen als die normalen.

Bei Blutarmut und Bleichfücht ist das Hauptaugenmerk auf eine richtige Ernährung zu richten. Dazu gehört es, daß die Patienten häufig, etwa alle zwei Stunden, Nahrung zu sich nehmen, nicht viel, aber kräftig. Die oft vorhandene Abneigung bei solchen Leidenden gegen das Essen suche man zu bekämpfen, indem die Speisen recht schmackhaft zubereitet werden und für viel Abwechslung gesorgt wird. Das spezifische Mittel gegen Blutarmut und Bleichfücht ist und bleibt das Eisen. Da wird nun viel geschändelt, indem man den Magen mit Eisenpräparaten überfüllt und verdirbt. Das gesunde Blut hat nur wenig Eisen, so groß auch seine Rolle ist, die es im Haushalt des Organismus spielt. Der Eisengehalt des Blutes beträgt kaum ein Zwanzigstel Prozent, und die ganze Blutmenge eines normalen Menschen wiegt etwa 5 Kilogramm. Also birgt das Blut eines Erwachsenen nur etwa 2,5 Gramm Eisen. Der menschliche Körper hat aber auch Vorratskammern für das Eisen,

Freierabend.

Wie einer abends lösch sein Licht
Darauf kommt vieles an,
Ob freudig nach getaner Pflicht,
Ob in der Sorgen Bann,
Ob müd gehegt in Sauf und Braus,
Ob mit geweihtem Sinn,
Wie einer lösch sein Lichtlein aus,
So steht es auch um ihn.

Drum halt dich brav, tu deine Pflicht,
Was auch da kommen mag!
In Gottes Namen lösch dein Licht
Nach gut und bösem Tag.
Und denk, wenn nach der Dinge Lauf
Einst schließt die Erdenbahn
Wie man sein Licht hier lösch, darauf
Kommt es im Himmel an. E. Landen.

es sind dieses das Knochenmark, die Leber und die Milz. Aus diesen Magazinen wird das Eisen dann für die Blutbildung herangezogen, wenn es ganz besonders notwendig ist, beispielsweise bei großem Blutverlust. Die einzelnen roten Blutkörperchen haben eine begrenzte Lebensdauer, sie verschwinden nach kurzer Zeit und werden durch neue ersetzt. Mit der Galle wird auch meistens Eisen aus dem Organismus ausgeschieden. Der Verlust an Eisen wird beim gewöhnlichen Stoffwechsel nicht aus den Vorratskammern, sondern aus der zugeführten Nahrung genommen. Reich an Eisen sind Rindfleisch, Putzwerk und Eigelb. Das Eiweiß ist ganz eisenfrei. Unter den Gemüsen steht oben an mit Eisengehalt der Spinat, dann folgen Spargel, Erbsen, Bohnen, Grünkohl und Kartoffeln. Wenig Eisen enthalten Reis, Graupen und Weizenbrot. Unter den Früchten sind nur zu nennen: Trauben, Heidelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren und Pfäfen. Werthwürdiger Weise enthält auch die Milch, dieses Nahrungsmittel allerersten Ranges, nur wenig Eisen. Dieses erklärt sich dadurch, daß weder der neugeborene Mensch noch das eben erzeugte Tier in der ersten Lebenszeit viel Eisen in seiner Nahrung braucht, weil in ihnen Leben ein großer Eisenvorrat lagert. Dieser wird nun neben dem geringen Milcheisen solange mit zur Blutbildung herangezogen, bis der Uebergang zur gemischten Kost erlaubt und nötig ist. Trotzdem der Körper Vorratskammern für Eisen hat, trotzdem die Blutarmen und Bleichfüchtigen viel Eisen in Form von Arzneien zu sich nehmen, halten dennoch die Krankheiten oft sehr lange an, ja manchmal scheint trotz aller Vorsorge und Mühe die Blutarmut unheilbar zu sein. Es muß also dem Organismus die Fähigkeit fehlen, das vorhandene Eisen zur Blutbildung zu verwerten. Daher begnügen sich tüchtige Aerzte nicht mehr damit, bloß Eisenpräparate zu verordnen, sondern sorgen auch dafür, daß die Eisenarznei verdaulich wird. Als eines der besten Verdauungsmittel hat sich der Arsenik erwiesen. Lange Zeit vernachlässigt, ist der Arsenik in der modernen Medizin wieder zu Ehren gekommen. Er reinigt das Blut, macht die Haut glatt und gibt dem Körper volle Formen, alles auf natürlichem Wege, indem er die Verdauung antregt. Gibt man Eisen mit Arsenik, etwa 200,0 Eisenalbuminat und 5 Gramm Fowler'sche Arseniklösung, so scheint der Arsenik einen kräftigen Reiz auf die darniederliegende Funktion der Blutbildungsorgane, insbesondere des Knochenmarks, dieser Hauptbildungsstätte der roten Blutkörperchen, auszuüben und sie zu erhöhter Tätigkeit anzuspornen.

Will man durch die Küche, also durch die Nahrung, kräftiges und gesundes Blut erlangen, so muß bei den Hauptmahlzeiten, mittags und abends, die Nahrung vorwiegend aus gutem Fleisch bestehen, und zwar nicht aus gekochtem, sondern aus gebratenem. Gutes gebratenes Fleisch ist eines

der nahrhaftesten und leicht verdaulichsten Nahrungsmittel. Gut gekochte Gemüse, gekochtes Obst, leichte Mehlspeisen können bei den Hauptmahlzeiten in kleinen Mengen zugelassen werden. Frische Butter kann in reichlicher Menge genossen werden, dagegen sind alle Süßigkeiten, wie Kuchen, Schokolade und ähnliches zu vermeiden. Gute, selbst starke Weine sind in kleinen Mengen erwünscht, Bier weniger. Die gewöhnlich stockende Darmtätigkeit suche man durch gekochtes Obst und vor allen Dingen durch genügende Bewegung in freier, freier Luft zu befördern.

Aufenthalt in Wäldern oder an der See ist heilbringend, zumal als Nachkur nach dem Gebrauch von Eisenmitteln. Bleibt der Mensch aber in seiner gewohnten, aufregenden und schwächenden Lebensweise, in seiner täglichen übergroßen Arbeit und aufreibenden Sorge, so nützt keine kräftige Nahrung und kein Mehlkorn. Alle, ob jung oder alt, müssen für längere Zeit hinaus aus dem gewohnten Kreise, müssen körperliche und geistige Ruhe und Ablenkung suchen und finden.

Richtig atmen ist für die Erlangung gesunden Blutes ebenso wichtig wie genügend essen. Kräftige Atmung durch die Nase führt nicht nur den Lungen und dem Blute mehr Sauerstoff zu, es wird dadurch auch die Herzstätigkeit vermehrt, der gesamte Blutumlauf geht besser von statten, die wichtigsten Organe werden reichlicher mit Blut versehen und die Verdauung wird befördert. Das Einatmen der Luft durch die Nase, nicht durch den Mund, soll drei Sekunden dauern, dann hält man den Atem drei Sekunden an und in drei Sekunden stößt man die Luft wieder tief und gleichmäßig aus. Diese Atmungsmethode, anfangs vielleicht beschwerlich, wird sehr bald zur Gewohnheit und erzielt die herrlichsten Erfolge.

Wer gesundes Blut haben will, muß viel im Freien sein, zu jeder Jahreszeit, bei Wetter und Wind. Gerade der Wind ist ein Wohlthäter der Menschheit, er reinigt die Luft, er reinigt das Blut. Wer hat nicht schon die Erquickung empfunden, die ein frischer Wind bringt, wenn im Sommer eine drückende Schwüle herrscht? Dann stellt man sich dem Wind gerne entgegen. So aber müßte es zu jeder Jahreszeit sein. Wenn aber bei kühlem Wetter der Wind geht, so kräfteln wir, wir scheuen den Wind. Wir sind unfähig geworden, die Wohlthat des Windes zu empfinden, wir haben unsere Haut verweichlicht. Die natürlichste Massage ist die des Windes, er bearbeitet die Haut gründlich, er reinigt die Poren und das Blut. Er ist das gründlichste Reinigungsmittel, das es gibt. Krankheiten wie Tropenfieber, Malaria und Wechselhieber herrschen immer nur da, wo kein Wind genügende Lufterneuerung schafft. Der Kulturmenschen hat selbst viele Quellen der Gesundheit und Schönheit vergiftet, indem er sich den größten Wohlthaten der Natur entgegenstellte. So auch dem Winde, den die meisten Stubenmenschen fürchten und lieben. Das beweist, daß die Lebenskraft, der Uequell der Gesundheit, so geschwächt ist, daß sie unfähig ist, Wind zu ertragen. Personen von ungeschwächter Gesundheit und Lebenskraft, wie wir sie noch bei der Marine finden, sind gegen Wind unempfindlich, höchstens empfinden sie ihn als Wohlthat, im Sommer wie im Winter. Die alten Spartaner fühlten sich am wohlsten im Toben der Naturkräfte. Das ist Lebenskraft und Gesundheit. Höchstens unsere Sportsleute kommen ihnen nahe, besonders die, welche den Bergsport betreiben. Ihr Sport zeigt ihnen die Wohlthat eines natürlichen Lebens in Licht, Luft und Sonne. Je höher sie steigen, je freier wird ihnen die Brust, und sie fühlen so recht die reine Daseinsfreude, sie haben das so seltene Gefühl des völligen Gesundseins. Das ist der Reiz eines jeden gesunden Sports im Freien, sei es Radeln, Schwimmen oder Schlittschuhlaufen. Diese Arbeit macht froh bei jedem Wetter und Wind. Darum befreunde man sich mit dem Winde — zu jeder Jahreszeit.

Dr. G. Schütte.

Wochen-Rundschau.

Der 60. Geburtstag des Königs.

Am 25. Februar hat König Wilhelm sein 60. Lebensjahr vollendet und dieser bedeutungsvolle Tag ist landauf, landab und überall dort, wo Schwaben wohnen, besonders festlich begangen worden. Hat es doch unser König verstanden, sich in außerordentlichem Maße die Liebe und Verehrung aller württ. Landesländer zu erwerben. Die gewinnende Persönlichkeit des Königs, seine schlichte Art, seine unermüdete Anteilnahme an allem, was in Württemberg vorgeht, was die Herzen des Volkes bewegt, was es wünscht und erstrebt, haben ein Band zwischen ihm und seinen Schwaben geknüpft, so eng und schön, wie es selten zu finden ist. Die Regierungszeit König Wilhelms I. ist für Württemberg eine Zeit des Aufschwungs auf allen Gebieten und eine Zeit bedeutungsvollen politischen Fortschritts gewesen. Der gesamte staatliche Organismus hat eine grundlegende Umgestaltung und Erneuerung erfahren derart, daß Württemberg sich rühmen darf, in wichtigen Teilen ein Musterstaat zu sein und an der Spitze aller deutschen Bundesstaaten zu stehen. Daß es so ist, verdanken wir wesentlich unserem König, der, ein konstitutioneller Monarch im besten Sinne des Wortes, sich der fortschrittlichen Entwicklung nicht nur nicht entgegenstellt, sondern sie hochsinnig und vorurteilsfrei ermöglicht und gefördert hat. Es braucht da nur an die Verfassungsrevision erinnert werden, die stets einen Ruhmeskranz seiner Regierung bilden wird. So ist die herzlichste, aufrichtigste Teilnahme des gesamten Landes an dem 60. Geburtstage des Königs ein Zeugnis der Dankbarkeit und Anhänglichkeit, die tief im Volkswusstsein wurzeln. Aber nicht nur das württembergische Volk, sondern auch die Deutschen alleamt haben des 60. Geburtstags unseres Königs freundlich gedacht. Ist doch unser König ein Deutscher von edelstem Gepräge, ein Bundesfürst, der treu und unverbrüchlich zum Reiche steht und ein Vorbild gibt. So haben denn auch der Reichsanzeiger, die Nordd. Allg. Ztg. und das Militärwochenblatt des Geburtstags in ehrenden Artikeln gedacht. Diesen amtlichen und halbamtlichen Auslassungen haben sich die Stimmen in den großen Blättern aller deutschen Gauen angeschlossen. Auch der Kaiser hat des Königs, mit dem ihn seit langen Jahren enge persönliche Beziehungen verknüpfen, am Geburtstage gedacht, insbesondere auch dadurch, daß er die in Berlin in amtlicher Stellung befindlichen Württemberger zur Frühstückstafel um sich versammelte. Möge unserem König, das ist in diesen Tagen der Wunsch und die Hoffnung des Schwabenvolkes, noch eine lange Reihe von Jahren der Regierung beschieden sein!

Wechsel im Korpskommando.

Im Kommando des XIII. (württembergischen) Armeekorps ist ein Wechsel eingetreten. General v. Fallois ist in Genehmigung seines Abschiedsgesuchs vom Kommando entbunden und an seiner Stelle Herzog Albrecht von Württemberg zum kommandierenden General des XIII. Armeekorps ernannt worden. Die Enthebung des Generals v. Fallois ist einen Tag vor dem Geburtstage des Königs, die Ernennung des Herzogs Albrecht am Geburtstag selbst amtlich bekanntgegeben worden. Das ist gewiß kein Zufall, sondern wohlberedete Absicht. Man darf wohl annehmen, daß die Ernennung des Herzogs Albrecht eine Aufmerksamkeit für den König und für Württemberg sein soll, insofern nämlich, als damit ein Wunsch erfüllt wird, dem man in Berlin Rechnung zu tragen, sich nicht entschließen konnte. Seit 1870 hat nur einmal ein Württemberger an der Spitze des XIII. Korps gestanden, sonst waren es immer preuß. Generale. Als Herzog Albrecht an der Tour war, ein Armeekorps zu bekommen, erhielt er ein preußisches, das XI. in Kassel, und nicht das württembergische, dessen Freiwort in naher Aussicht stand. Darin befolgt man in Berlin ein gewisses Prinzip. Es ist daran zu erinnern, daß seinerzeit der Erbgroßherzog von Baden, der jetzige Großherzog, als kommandierender General nach Koblenz (VII. Armeekorps) ging, und daß der greise Großherzog Friedrich, als er später den Wunsch hatte, den Thronfolger an der Spitze des XIV. (bairischen) Armeekorps zu sehen, das nicht durchsetzen konnte, was zu einer geraume Zeit dauernden Verstimmung zwischen Karlsruhe und Berlin und zum Ausscheiden des Erbgroßherzogs aus dem aktiven Dienst führte. Diese Umstände dürften im Hinblick auf die Ernennung des Herzogs Albrecht von Interesse sein. Im Uebrigen gilt der Herzog für einen befähigten Militär und man darf sicher sein, daß das württ. Korps bei ihm in guten Händen ist und auf der Höhe bleibt. Herzog Albrecht hat sich bei der großen Paroleausgabe in Stuttgart am Königsgeburtstag den versammelten Offizieren bereits als kommandierender General vorgestellt und das Kommando übernommen. Was den General v. Fallois zur Einreichung seines Abschiedsgesuchs veranlaßt hat, ist nicht bekannt. Er ist noch nicht alt — erst 58 Jahre — und an Nüchternheit gebietet es ihm auch nicht. Kommandierender General des XIII. Korps ist er nicht einmal ein Jahr lang gewesen. Vordem war er Divisionär in Freiburg i. Br.

Ein neuer Schahsekretär.

Hört! hört! Wir haben einen neuen Reichschahsekretär. Frhr. v. Stengel hat sein Entlassungsgesuch feierlich und mit dem Ausdruck größter Anerkennung, ausgestattet auch mit dem Großkreuz des Roten Adlerordens, bewilligt erhalten, und auf seine Stelle ist der bisherige Unterstaatssekretär im Reichspostamt Sydow, ernannt worden. Das also ist der neue Mann, den Fürst Bälou nach langem Suchen für das dornenreiche Amt gefunden hat. Das heißt, der Reichskanzler hat offiziös erklären lassen, daß er keineswegs lange gesucht, sondern von vornherein Herrn Sydow in potto gehabt habe. Ob das der bekannte „stärkste Mann“ glaubt, scheint indessen zweifelhaft zu sein. Böse Leute behaupten nach wie vor, daß Fürst Bernhard sich zuvor tatsächlich eine ganze Reihe niedlicher Körbe geholt habe; ob es ausgerechnet ein Duzend war, veranschlagt wenig, denn auf einen mehr oder weniger kommt es nicht an. Man könnte zunächst meinen, Herr Sydow sei ein Lückenbüßer, ein Begmacher für denjenigen, der da kommen soll, um das Reich aus seinen Finanznöten zu erlösen. Aber das ist doch offenbar nicht so. Sydow hat nicht die Rolle des Lückenbüßers, sondern soll seinen eigenen Faden spinnen. Das geht schon daraus hervor, daß er Sitz und Stimme im preuß. Staatsministerium erhalten hat, preussischer Minister ohne Portefeuille geworden ist. Frhr. v. Stengel war das nicht und hatte so von vornherein eine schwache Position gegen diejenige Stelle, die gewöhnt ist, auch die Gestaltung der Finanzverhältnisse des Reiches nachdrücklich zu beeinflussen: den preuß. Finanzminister. Eines der größten Hindernisse für eine gedeihliche Reichsfinanzreform im Einvernehmen mit dem Reichstage hat bisher immer der preuß. Finanzminister gebildet, der alles nach dem Gesichtspunkt seiner speziellen preussischen Finanzpolitik gemacht wissen wollte. (Auch andere einzelstaatliche Finanzregierungen haben sich hinten an den Wagen gehängt, aber der preussische Herr ist natürlich bei Weitem der kräftigste.) Nun kann der Reichschah-

sekretär unseres Volkes: „Getrennt marschieren, vereint schlagen!“ Drei Kolonnen zogen auf verschiedenen Wegen aus, um sich an einem bestimmten Punkte zu treffen und die eingeleiteten Marokkaner in die Fanne zu hauen. Aber, diese waren früher aufgestanden, und so begab es sich, daß die Franzosen sehr unangenehme Ergebnisse hatten. Ihre Kolonnen sahen sich, ehe sie sich vereinigten, an Stellen, wo es besonders widerwärtig war, heftig angegriffen, daß sie teilweise, als ihnen die Munition ausgegangen war, sich verzweifelt mit dem Bajonett wehren mußten. Schließlich genigte auch das nicht mehr, sodaß ein Teil der Franzosen zu dem vielfach bewährten Mittel des Gaspaniers griff. Als General d'Amade die Häupter seiner Lieben besah, fand er sie allesamt „sehr erschöpft“, er sah auch manche, die nicht da waren, weil sie getötet oder verwundet worden waren. Die Zahl erfährt man nicht genau, denn die Kämpfer sind meistens Fremdenlegionäre und allgerische Eingeborene und da verlohnt es sich nicht, den Bourgeois in Frankreich zu beunruhigen. Die Beunruhigung ist freilich dennoch nicht ausgeblieben und sie hat am Montag in der Deputiertenkammer wieder eine Interpellationsdebatte über Marokko veranlaßt. Der Sozialistenführer Jaures war es auch diesmal wieder, der der Regierung mit der Sache lästig fiel. Er sand böse Worte der Kritik über die Gefährlichkeit des marokkanischen Abenteuers und über die Politik der Täuschung und Hintergehung. Minister Pichon und Ministerpräsident Clemenceau gingen darüber freilich wieder mit den gebräuchlich gewordenen Redensarten hinweg. Von einer Niederlage könne keine Rede sein, versicherten sie mit beneidenswerter Stirne, General d'Amade habe seine Weisungen nicht überschritten, Frankreich wolle nur Ruhe und Ordnung, wolle die Algierasatte respektieren und dgl. Die Kammer tat so, als ob sie das glaube, und erteilte dem Ministerium mit großer Mehrheit ein Vertrauensvotum. Nun kann also das Abenteuer weitergehen. Es zielt darauf ab, dem Gegensultan Mulay Hafid, der nachgerade den größten Teil von Marokko unter seinem Einfluß hat, das Wasser abzugraben. Zwar will sich Frankreich, wie es erklärt, nicht in die inneren Streitigkeiten mischen, aber die Operationen, die es unternimmt, verfolgen unter scheinbar harmlosen Vorwänden den Zweck, den Sultan Abdul Aziz in der Herrschaft zu halten. Dieser Sultan Abdul Aziz, dem die marokkanische Staatsbank jetzt einen Vorschuß von 2½ Mill. Frs. giebt, ist nur noch eine französische Puppe. Wenn es gelingt, ihn zu halten, ist es gerade so gut, als wenn die Franzosen selbst Marokko in der Tasche hätten. Aber der Schein ist gewahrt und man kann sagen: Wir treiben keine Eroberungspolitik, wir halten uns an die Algierasatte! Die Algierasatte! Ach, du lieber Gott! die ist nachgerade zum Gespött geworden.

Der Fall Rasi.

Der italienische Senat als Staatsgerichtshof hat nach langwierigen Verhandlungen den famosen ehemaligen Unterrichtsminister Rasi wegen Veruntreuung amtlicher Gelder zu 11 Monaten 20 Tagen Gefängnis und zum Ausschluss von allen öffentlichen Ämtern auf 4 Jahre verurteilt. Der Mitangeklagte Lombardo, vordem Rabinetschef des Ministers Rasi, wurde wegen mangelnder Beweise freigesprochen. Rasi beteuerte bis zuletzt hoch u. teuer seine Unschuld u. spielte sich auf den großen Patrioten aus, wenn die Verschleuderung der Staatsgelder gar zu auffällig war. Dabei war die Angelegenheit der von Rasi gezahlten „Unterstützungsgelder“ an alle möglichen Leute, nur nicht an die, die Anspruch darauf hatten, ausgeglichen, weil es gar zu brenzlich geworden wäre. Außerdem ist es des Landes so der Brauch, daß derart gewirtschaftet wird, und darum ließ man die Finger davon. Die Sizilianer aber toben, daß ihrem Landsmann etwas geschehen ist.

Neueste Nachrichten.

* Altensteig, 29. Febr. Wie uns mitgeteilt wird, hat der Schuhmacher Mohrhardt in Zumweiler in der Roten Kreuz-Lotterie 1000 Mark gewonnen. Der dritte Gewinn der gleichen Lotterie mit 2000 Mark soll nach Nagold gefallen sein.

* Weuren, 28. Febr. (Korr.) Heute wurde der älteste Bürger unserer Gemeinde Bernhard Keppeler zu Grabe getragen. Er hatte ein Alter von über 86 Jahre erreicht. Keppeler diente von 1843—45 beim 4. Infanterie-Regt. 6 Komp. unter Hauptm. Haider. Im Jahre 1848 wurde er als württembergischer Soldat zur Unterdrückung des Aufstands im bairischen Oberland in der Gegend von Konstanz kommandiert. In seinen früheren Jahren widmete er sich der Jägerei und manches Floß hat er in den Häfen von Mannheim transportiert. Bis in die letzten Tage erfreute er sich einer guten Gesundheit. Er ist wohl einer der letzten seiner Kameraden, der zur großen Armee einberufen worden ist.

* Hochdorf, 28. Febr. In einem Steinbruch an der Straße nach Schillingen stürzte eine Erdmasse herunter und begrub zwei Arbeiter. Die beiden Verschütteten wurden nach längerem Suchen als Leichen aus dem Schutthaufen hervorgezogen. Es sind dies die Arbeiter



Zur Reise des Kaisers nach Korfu: Schloss Achilleion

Aufgang zu den Terrassen

Der „stehende Achill“ im Hintergrunde des Schloss

sekretär in der „Höhle des Löwen“, den preuß. Staatsminister vertreten. Außerdem war es dem Fürsten Bälou wohl darum zu tun, im preuß. Ministerium seine Stellung gegenüber denjenigen, die seiner Politik widerstreben, zu verstärken. Im preuß. Ministerium ist er eben nur der Ministerpräsident, der erste unter Gleichen. Die Ressortminister haben weitgehende Selbständigkeit und wenn der Ministerpräsident im Staatsministerium überstimmt wird, kann er nicht viel machen. Wie sich der neue Reichschahsekretär „tauchen“ wird, steht dahin. Er ist zweifellos ein sehr befähigter, gewandter und rednerisch schlagfähiger Mann. Das ist nicht zu unterschätzen. Vor allem aber kommt es darauf an, daß er ein Finanzpolitiker, ein Staatsmann ist. Der tut uns not.

Ein begrüßenswerter Erlass.

Der bayerische Justizminister hat lezhin durch einen Erlass die Staatsanwaltschaften zu einem schärferen Vorgehen bei Roheits- und Unfittlichkeitsdelikten aufgefordert. Diese Aufforderung ist nur zu begrüßen, denn es ist kein Zweifel, daß jene Delikte sich gemehet haben. Und wenn irgendwo, so ist hier Schonung und Milde nicht angebracht.

Auf der schiefen Ebene.

In Marokko rutschen die Franzosen auf der schiefen Ebene mit großer Schnelligkeit abwärts, und der Himmel mag wissen, wohin es noch führen soll. Trotz aller Versicherungen der Pariser Regierung verstrickt sich General d'Amade immer mehr in Operationen, die einem förmlichen Kriege gleichen. Er stößt unter dem Vorwand, Casablanca zu sichern und die Schanzjämme der Umgegend zur Unterwerfung zu zwingen, tief ins Innere, kreuz und quer. Das bewirkt natürlich das Gegenteil von dem, was es angeblich bewirken soll, und reizt die Eingeborenen immer mehr gegen die Eindringlinge auf. Lezhin gedachte General d'Amade einen großen Schlag zu tun. Er machte den Plan nach den

Gottlieb Rah und Christian Gutkunst beide in blühendem Alter von 26 Jahren. Ein weiterer Arbeiter erlitt einen Beinbruch. Untersuchung ist eingeleitet.

Wörzheim, 28. Februar. In Unterreichenbach fand gestern eine von etwa 12 badischen und württembergischen Gemeindevertretern besuchte Versammlung statt, die sich mit der bei Gals zu erstellenden elektrischen Kraftzentrale beschäftigte. Dem Projekt wurde allgemein zugestimmt.

Berlin, 28. Februar. Der Reichstag setzte heute die Beratung des Kleinen Befähigungsnachweises fort.

Helsingfors, 28. Febr. Der neue Generalgouverneur von Finnland betonte, als sich die Mitglieder des Senats bei ihm vorstellten, daß Finnland nach Kräften den näheren Anschluß an das Reich erstreben möge.

Das Frauenstimmrecht im englischen Unterhaus angenommen.

London, 28. Febr. Der Gesetzentwurf betr. die Erteilung des Wahlrechts an die Frauen, den der liberale Abg. Janger eingebracht hatte, wurde heute vom Unterhaus in zweiter Lesung mit 271 gegen 92 Stimmen angenommen. Der Staatssekretär des Innern, Gladstone, für seine Person ein Freund der Reform, sagte, die Regierung nehme eine neutrale Haltung ein. Es bestehe keine Aussicht, daß der Entwurf noch in dieser Session Gesetz werde.

Bombenattentat auf den Schah von Persien.

Teheran, 28. Febr. Heute nachmittag um 3 Uhr wurden von dem Dache eines in einer engen Straße gelegenen Hauses gegen den Schah von Persien, der sich nach Doshantapah begeben wollte, zwei Bomben geschleudert. Die erste Bombe explodierte in der Luft, die zweite erreichte den Boden bei dem Automobil des Schah, tötete 3 Vorreiter und verletzte den Chauffeur und ungefähr 20 andere Personen. Der Schah selbst befand sich nicht im Automobil, sondern in einem Wagen, der in einiger Entfernung hinterherfuhr. Er stieg sofort aus dem Wagen und begab sich in das zunächst liegende Haus. Einige Augenblicke darauf begab er sich, von Bewaffneten umgeben, nach dem Palais, wo er unverfehrt eintraf. In dem Hause, von dessen Dach die Bombe geschleudert worden war, wurde eine Hausdurchsuchung vorgenommen, ebenso in den benachbarten Häusern. Bisher sind aber alle Nachforschungen ergebnislos geblieben.

Teheran, 28. Februar. Das auf den Schah verübte Bombenattentat hat bisher keine Unruhen hervorgerufen. Die Stadt ist ruhig. Der Vertreter des deutschen Gesandten sprach dem Schah sofort seine Glückwünsche dazu aus, daß er unverletzt geblieben ist.

Die Konsequenzen.

Wer mit dem heiligen Bureaukratismus zusammenstößt, hat in der Regel kein besonderes Bedauern davon. Eine umso reinere Freude überfließt sein Erlebnis den andern zu bereiten, und da ich von jeher ein guter Mensch war, möchte ich die Geschichte meiner Begegnungen mit dem genannten Rationalheiligen einem weiteren Kreise teilnehmender Leser nicht vorenthalten. Der Schauplatz der Begebenheit ist in beiden Fällen das bayerische Gebirge, zunächst am stillen Alpensee, am Fuß der beiden Königsschlösser. Dort, oder noch genauer gesagt, in Hohenschwangau, befindet sich auch eine jener für Fremde wie Einheimische heutigen Tags gleich unentbehrlichen Anstalten, die man Postamt heißt. Auf dem lgl. bayerischen Postamt in Hohenschwangau trifft man für gewöhnlich ein bis zwei königlich bayerische Postoffiziale an, die mit Eintragungen, Markenverkauf, Telegrammentgegennahme, Briefausständigen und anderen, im einzelnen nicht so genau untersehbaren postalischen Verrichtungen immer vollauf beschäftigt sind, sobald man an den Schalter kommt. An den Sonntagen ist, wie sich das gehört, auch in Hohenschwangau bloß „beschränkter“ Dienst. Da ist die Post, wie man einem in den Hotells sagt, bloß vormittags von 11 bis 12 Uhr, nachmittags von 5 bis 6 Uhr offen. Ging ich also Sonntags hin, um halb sechs, um nach einer postlagernden Sendung zu fragen, die ich sehnüchlich erwartete.

„Natürlich, es ist ein Paderl für Sie da,“ sagte der Mann am Schalter mit seinem wohlklingenden bayerischen Dialekt, „schau'n's, dort liegt's!“

Wer sich in die Gefühle eines heiligen Automobilisten versetzen kann, der endlich einige Reserveteile erhalten hat, die er zum Weiterfahren braucht, kann die Innigkeit meiner Freude ermessen.

„Ah“, sagte ich, „Gott sei Dank, was hab' ich zu bezahlen?“ und lange mein Portemonnaie heraus, bereit, jegliche Gebühr zu entrichten. Mein, es sollte anders kommen.

„Geben kann ich's Ihnen aber nicht, dös Paderl,“ sagte der Mann darauf, indem er mir einen halb erstaunten, halb mitleidigen Blick zuwarf.

„Ja, warum denn nicht?“ erwiderte ich betroffen, „ist denn an dem Paderl etwas nicht in Ordnung?“

„Dös nicht, das Paderl wär schon in Ordnung, aber zwischen 5 und 6 Uhr ist der Schalter bloß für's Telegraphieren offen, für die Postachen ist er da g'schloss'n!“ In solchen Fällen des Lebens veruche ich es grund-

sätzlich immer erst mit der Güte. Ich begann also eine längere Auseinandersetzung, in der ich zunächst die Vortrefflichkeit des königlich bayerischen Postreglements im allgemeinen pries, in berechnender Weise sodann hervorhob, daß ich auch das Spezialreglement für den vorliegenden Fall wohl begreife, denn Post und Telegraphie gingen zwar häufig miteinander, aber Ordnung und darum Trennung beider Verwaltungszweige müsse natürlich sein. Es frage sich bloß, ob vielleicht nicht gerade in Hohenschwangau, wo Post und Telegraphie anscheinend in einer Person vereinigt seien, dann im Hinblick auf meine bedrängte Lage, auch mit Rücksicht darauf, daß ich Fremder sei — ich machte dabei einige Andeutungen darüber, wie auch die Behörden den überall so erwünschten Fremdenverkehr heben könnten — kurz ob ich in Berücksichtigung aller dieser Umstände das Paderl vielleicht doch noch ausnahmsweise und gewissermaßen im Gnadenweg „ausgehändigt“ bekommen könnte? Das alles brachte ich in jenem bescheidenen Ton vor, der sich für einen Bittsteller und vor einer königlichen Behörde ziemt. Wenn ich das Paderl so dabeigehende sehe, so in nächster Nähe, nur eine Armelänge von mir entfernt, sagte ich noch, so bringe ich es fast nicht übers Herz, ohne das Paderl wieder fortzugehen. Ich sollte notwendig heute noch weiter fahren und ich wäre dem Herrn Postmeister wirklich recht herzlich dankbar, wenn er mir das ermöglichen und das Paderl herausgeben würde.

So hatte ich mich mit meiner schlichten Verehrtheit allmählich in die beste Hoffnung hineingeredet, und schon wollte ich zum zweitenmal nach jener Leibesgegend greifen, wo vorsichtige Leute auf Reisen das Portemonnaie tragen, als der Mann hinter dem Schalter den Mund öffnete und sagte:



Excellenz von Sydow, der neue Staatssekretär des Reichschapamts.

„I hob's Ganc ja schon g'fragt, i kann Ganc dös Paderl nüt geb'n. Dös Paderl ist a Postachen und jetzt hob i Telegraphendienst!“

Und das auf meine schöne lange Rede und zu einer Zeit, wo kein Mensch in ganz Hohenschwangau ans Telegraphieren dachte! Ich hatte doch wenigstens einige Gegenstände auf meine Argumentationen erwartet. Aber so! Der peinerne Löwe von Bindau hätte auf meine Ansprache nicht ungerührt bleiben können!

Im Hinblick auf Land und Leute verzichtete ich auf das Grobwerden, das jetzt an der Reihe gewesen wäre und schiedte mich an, es noch einmal mit einer bescheidenen Gehehrde zu versuchen. Da aber sträubte der bayerische Löwe hinter dem Gitter die Zähne und brüllte:

„s hilft Sie alles nix, i kann Ganc dös Paderl nüt ausständigen, schon wegen der Konsequenzen!“

Und drehte sich weg. Jetzt war mein Inneres gekniet! Denn wenn der heilige Bureaukratismus sich einmal hinter die „Konsequenzen“ zurückzieht, dann hilft in der Tat alles nicht mehr. Anderen Tags fuhr ich weiter, nachdem ich mir das Paderl hatte holen lassen. Als mir die Hohenschwangauer Bergriesen allmählich entschwanden, dachte ich trübselig bei mir: Ihr königlich bayerischen Berge, ihr steht zwar fest, aber gegen die Festigkeit eines königlich bayerischen Postoffizials seid ihr Butter. Denn ihr könnt nicht anders, aber ein königlich bayerischer Postoffizial könnte auch einmal anders, aber er tut's nicht — von wegen der Konsequenzen.

Raum acht Tage später traf ich mit dem Heiligen schon wieder zusammen. Die Begegnung verlief womöglich noch ärgerlicher für mich und darum jedenfalls nicht minder amüsan für den teilnehmenden Leser. Sie fand im Wirtschaftsgebäude des Schlosses Linderhof statt, einem jener Königsschlösser, bei deren Anblick man sich fragt, ob der unglückliche Erbauer wirklich so krank gewesen ist, wie gerade auch um dieser Bauten willen später angenommen wurde. Von Oberammergau, wo man sich bei dem berühmten Christus der Passionsspiele recht häßliche Kunststücke kaufen kann — im bürgerlichen Leben

heißt er Lang und ist Hofmeister — fährt eine schöne, topfebene Straße hinein nach Linderhof. Da sie aus näher nicht ersichtlichen Gründen für „Kraftfahrzeuge aller Art“ gesperrt ist, wird sie für jeden Nichtautomobilbesitzer um so angenehmer sein. Wenn man allerdings verfrachtet oder nicht gut zu Fuß ist, so muß man Pferd und Wagen nehmen, wofür 16 Mark und „10 Prozent Trinkgeld für den Kutscher“, wie es in dem Tarif heißt, berechnet werden. Abgesehen davon, daß mir der Zustand meiner Werkzeuge augenblicklich keine andere Wahl ließ, war mir schon diese klare und einfache obrigkeitliche Regelung der Trinkgeldderfrage sympathisch und so fuhr ich denn in einer zweispännigen Gebirgsdroschke nach Linderhof. Man sah darin, wie wenn die Erde mit Pflastersteinen gepolstert wäre. Bei strömendem Gewitterregen kamen wir am Wirtschaftsgebäude an. Von dort waren noch zehn Minuten zum Schlosse durch den Park zu gehen gewesen. Der Gebirgsregen goss aber so sinnstutlich, daß dies unmöglich schien. Auch der Offiziant an der Bilettkasse war der Meinung.

„Na, bei dem Wetter können's net geh'n“, sagte er. Wir und mit uns noch eine größere Zahl anderer Besucher warteten also im Restaurant, bis das Gewitter sich verzogen haben würde. Das war denn auch bald der Fall und punkt fünf Minuten nach fünf Uhr waren wir wieder an der Kasse.

„So, der Reg'n hot aufgehört und gehen könnta ma jetzt schon“, sagte der Kassierer, „aber grad hat's fünf g'schlag'n und um fünf ist die Besuchszeit vorbei.“

Nachdem das Gewitter ohnedies schauerlich abgeklüht hatte, erstarren wir ob dieses Bescheids rollends, hielten die Sache aber zunächst bloß für einen schlechten Witz. Denn warum sollte ein königlich bayerischer Schlosskassierer nicht auch einmal einen Witz machen? sagten wir uns.

Es war aber keiner, sondern dem Mann war es heiliger Ernst. So sei es schon vielen „Herrschaften“ gegangen, sagte er, anscheinend um uns zu trösten. Aber wir seien ja gar nicht schuld an der Verspätung, sondern das Gewitter, eine bis major, force majeure, höhere Gewalt! Und dann wegen ein paar Minuten, meine Uhr habe übrigens erst in 30 Sekunden 5 Uhr — weiter kam ich aber nicht.

„I muß Ihnen schon bitten, in Linderhof ist meine Uhr maßgebend, und jetzt ist's sechs Minuten über fünf!“ unterbrach mich der hl. Bureaukratismus, beinahe in hochdeutscher. „Und wenn's mir dreihundert Mark gäbeten“, setzte er, wieder bayerischer hinzu, „dürftens nüt herein, schon der Konsequenzen weg'n!“

Ich war zum zweiten Mal gekniet und machte keine weiteren Versuche mehr. Ich überließ die Verhandlung einem dicken Herrn, der hinter mir gestanden war und geladen schien mit Entrüstung. Der Aermste! Nach wenigen Minuten kam er zurück, mit hochrotem Kopf und schneidend vor Mut. Die Konsequenzen des hl. Bureaukratismus hatten ihn aus dem Häuschen gebracht. Er werde wahrscheinlich noch eine Klage wegen Beleidigung an den Hals bekommen, jammerte er.

Einige Minuten später fuhren wir, gefolgt von einer Schar gleich betrübter Schicksalsgenossen, wieder Oberammergau zu. Als ich dort dem Kutscher das tarifmäßige Trinkgeld ausständigte und dabei eine schmerzliche Bemerkung über unsern Reinkall nicht unterdrücken konnte, meinte der treffliche Rosslenker treuherzig:

„Jo, dös hätt' ich Ihnen gleich sagen können!“

Und da verlor ich zum ersten Mal im bayerischen meinen Gleichmut und schrie ihn an:

„Ja, warum haben Sie's denn nicht gesagt, Sie ungeheures Rindvieh!“

„Weiß nüt g'frotg hamn!“ antwortete er vergnügt.

Interessante Kleinigkeiten.

Paris importiert jährlich ungefähr 17,000 Kilogramm Menschenhaare, wovon weit über 100 Tonnen aus China kommen.

In der englischen Armee befinden sich 45 000 totale Abstinenzler.

Japan ist das einzige Land der Welt, wo die Damenmode nicht wechselt.

Elefanten besitzen nur 8 Zähne. Sobald das Tier ein Alter von 14 Jahren erreicht, findet der Zahnwechsel statt. Eine große Schnecke gebraucht 9 Tage, um einen Kilometer zurückzulegen.

Die zu Dänemark gehörende, durch den Iffosund von Seeland getrennte Insel Widen ist ein ganzes aus Kreide bestehendes Land.

Der Saturn ist zehnmal weiter von der Sonne entfernt als die Erde, nämlich 191 Millionen Meilen.

Ein Walfisch wird bis 80,000 Kilogramm schwer.

Auf der Erde gibt es gegen 25,000 Pflanzen und Baumprodukte, welche als Nahrung dienen können.

Die größte Höhe, die überhaupt jemals, und zwar auf dem Lande mit Drachen erreicht wurde, beträgt 7000 Meter.

Bis zu einer Höhe von 10—11,000 Meter fällt die Temperatur ständig, und zwar um rund 7 Grad auf je 1000 Meter. Darüber hinaus hört die Temperaturabnahme auf, die Temperatur bleibt stabil.

Neugeborene Kinder sind taub.

Die alten Griechen verbanden mittels Feuersignals, von hohen Bergen aus gegeben, mit verhältnismäßig großer Schnelligkeit wichtige Nachrichten durch das Land. Selbstredend konnte nur bei Nacht „telegraphiert“ werden.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben,
Auf Erden hier;
Wie Schatten auf den Bogen schweben
Und schwinden wir,
Und messen unsre trägen Schritte
Nach Raum und Zeit,
Und sind, und wissen's nicht, in Mitte
Der Ewigkeit.

Durch Kampf zum Sieg.

Roman von G. Struder.

Mit dem Ausdruck holder Verschämtheit stand Maria Lorenno vor ihm und schaute mit bittenden, halb verschleierten Augen zu ihm auf, doch Alfred blieb auch diesen Augen gegenüber völlig kalt. Er glaubte sie in diesem Momente wieder vor sich zu sehen, wie sie in jüngerer Miene die Reitpeitsche gegen ihn erhob, und jetzt dachte der Moment ihm gekommen, um Wiederergeltung zu üben und für jenen Schimpf sich zu rächen.

Stolz richtete er sich auf, ein trotziger, harter Zug trat um seinen Mundwinkel und in herbem Tone erwiderte er: „Ist Ihre Dankbarkeit wirklich so groß, daß Sie mir eine einfache Bitte gewähren würden?“

„Jede, die zu erfüllen in meiner Macht steht!“ rief sie freudig aus, worauf er ruhig fortfuhr: „So bitte ich Sie, Gnädige, Ihren Einfluß bei der Ramun geltend zu machen, damit dieselbe einwilligt, mein Weib zu werden.“

Bei dieser unerwarteten Antwort wechselten sowohl die Gnädige, wie die Ramun die Farbe. Ein Schauer rüttelte den starken Körper der letzteren und ein Strahl grenzenlosen Glückes leuchtete aus ihren Augen, als sie denjenigen Alfreds begegnete, dann aber wandte sie, ohne ein Wort zu erwidern, den Kopf zur Seite.

Einen ganz anderen Eindruck machte jene Aeußerung auf Maria Lorenno. Ihr Anblick wurde erbsüß, und ihre Züge verrieten eine solche bittere Enttäuschung, eine so grausame Verletzung ihrer Gefühle, daß Alfred seine Worte bereits bereute.

„Was in meinen Kräften steht, soll geschehen, damit Ihr Wunsch erfüllt werde“, sprach sie mit einer Stimme, die allen Klang verloren hatte, „Sie bekommen eine wackere Frau, wenn sie auch nur eine — Dienerin ist. Und nun hilf mir aufsteigen, Ramun, ich muß von hier fort.“

In dem Gesichte der Ramun, welches wieder seinen unerschütterlichen ernsten Ausdruck angenommen hatte, glaubte Alfred jetzt sogar einen leisen Vorwurf zu lesen, ein Umstand, der ihn noch mehr in den bereits gefassten Entschlüssen befestigte, seinen Fehler wieder gut zu machen. „Gnädige“, sprach er, indem er dicht an sie herantrat, „wollen Sie mir nicht gestatten, daß ich Ihnen behilflich sei...“

„Ich bitte Sie, Ihre Lebenswürdigkeiten Ihrer Braut zuzumommen zu lassen“, unterbrach Donna Maria ihn stolz. „Komm, Ramun, Du begleitest mich. Vorläufig könnt Ihr ja brieflich die näheren Bedingungen zu der Heirat miteinander abmachen.“

Kein Blick wurde Alfred mehr zuteil, weder von der Herrin noch der Dienerin, die mit großen Schritten neben der ersteren einherging.

Noch lange schaute Alfred, von den aufregendsten und widerstrebendsten Gefühlen bewegt, den beiden sich entfernenden Gestalten nach, bis sein bisheriger Reisegefährte ihn aus seinen Träumen aufweckte. „Was wollen wir jetzt mit unserm Gefangenen beginnen“, sagte derselbe. „Unsere Pferde sind zu müde, als daß wir heute noch den Weg nach San Jose zurücklegen könnten. Ich schlage daher vor, daß wir den Burtschen, der mir gegenüber sein Verbrechen bereits eingestanden hat, nach Rosario transportieren.“

„Mir ist alles einerlei, was mit dem Kerl geschieht“, entgegnete Alfred in keineswegs freundlichem Tone.

Man setzte nunmehr den an beiden Händen gefesselten Räuber auf sein Pferd, welches der andere Gaucho an dem Jügel nahm, und dann stieg auch Alfred wieder in den Sattel. Nachdem er Hector, der nach Verrichtung seiner Heldentat als ein stummer, aber aufmerksamer Beobachter der weiteren Vorgänge sich verhalten hatte, zu sich herangerufen, wurde die Rückkehr in der Richtung nach Rosario angetreten.

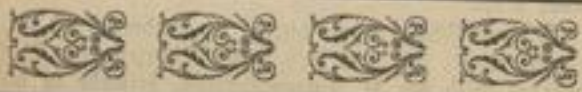
10. Kapitel

Ohne ein bemerkenswertes Ereignis langte man in Rosario an, wo der Gefangene der Polizei übergeben und gleichzeitig derselben von dem Tode Enriquez und des dritten Mitgliedes der Bande Meldung gemacht wurde. Auf der Stelle begab sich eine Kommission auf den Weg nach der Estanzia, um an Ort und Stelle den Tatbestand aufzunehmen. Der Arzt, welcher zu derselben hinzugezogen wurde, suchte Alfred vorher in seinem Hotel auf, um sich noch einige Mitteilungen über den Verlauf des Abenteuers machen zu lassen, sowie auch, um bei dieser Gelegenheit für den weiten Ritt sich zu stärken.

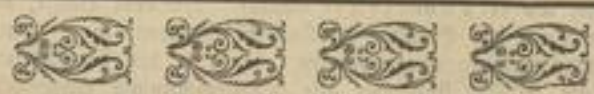
Während die beiden Männer in lebhafter Unterhaltung hinter einer Flasche Wein zusammensaßen, richtete der Arzt an Alfred die Frage, ob er die Nacht über hier bleiben würde, und als die Frage bejaht wurde, meinte derselbe, so würden sie sich diesen Abend ja hoffentlich wiedersehen und dabei noch ein Stündchen verplaudern können. Alfred, der heimlich den Wunsch hegte, bei dieser Gelegenheit auch Nachrichten über die Estanzia und deren Bewohnerinnen zu erhalten, war mit diesem Vorschlage gern einverstanden und er versprach, am Abend den Gasthof nicht zu verlassen.

Seine Zeit benutzte Alfred zunächst dazu, Herrn Hartung von der Beendigung seiner Mission schriftlich Mitteilung zu machen und dabei seine baldige Rückkehr, voraussichtlich schon am nächsten Tage, in Aussicht zu stellen. Nachdem der Brief beendet, trug er ihn zur Post und machte dann noch einen Spaziergang durch Rosario. Aber der langweilige Ort vermochte ihm, zumal in seiner jetzigen Gemütsfassung, nicht das geringste Interesse abzugewinnen, weshalb er schon nach kurzer Zeit in das Hotel zurückkehrte, wo er sich in sein Zimmer begab.

Von dem Wirte hatte er sich ein Buch geben lassen, um sich etwas zu zerstreuen, doch es war ihm unangenehm, seinen Geist nur auf fünf Minuten in den Inhalt des Buches zu versenken. Immer wieder traten die Ereignisse des heutigen Tages vor seine Seele. Er glaubte die Herrin vor sich zu sehen, wie sie so innig seine Verzeihung ersuchte, und wie dabei in ihren Augen ganz offen ein jätliches Gefühl zu Tage trat, welches er in brutaler Weise



Für unsere Jugend.



Wie Engeldchen und Teufelchen sich Flügel suchten.

Ein Märchen von M. M. Behrens.

Da war einmal ein Engeldchen sehr vorwichtig gewesen! Es wollte so schnelllich gern wissen, was wohl hinter der großen, großen Mauer lag, die ganz weit hinten den Himmelsgarten abgrenzte. Da war's denn nun hinaufgeklettert mit großer Mühe, hatte aber nicht hinübergucken können, denn die Mauer war zu breit. Von der andern Seite aber — da lag nämlich die Hölle — hatte ein Teufelchen auch gerade einmal herüberschauen wollen und sah mit Engeldchen zu gleicher Zeit oben über den Rand. Wie aber die zwei sich erblickten, erschrafen sie so, daß beide rücklings hinunterpurzelten, gleich durch alle Wolken hindurch, hinunter bis auf die Erde. Da lagen sie nun!

Als sie sich beide aufgerappelt und ein bißchen besonnen hatten, wischte einer dem andern die Tränen ab, und wo Engeldchens Finger wischte, wurde Teufelchens Gesicht weiß, und Teufelchens Fäustchen machten schwarze Streifen auf Engeldchens Backen.

„O sieh“, schluchzte Engeldchen, „bei dem Plumps sind mir meine Flügelchen abgedrochen, und nun kann ich nicht wieder in den Himmel. Huhuhu!“

„Meine Hörnchen sind auch ab“, sagte Teufelchen. „So darf ich auch nicht wieder nach Haus.“

„Weil weinen ansteckt“, weinte Teufelchen zur Gesellschaft mit, lauter kleine, schwarze Bäche, denn er fürchte ab.

„Ist es hübsch bei dir zu Haus?“ fragte Engeldchen.

„Bei uns ist es so wunderschön; ich wollte, ich wäre wieder da!“

Und Engeldchen schluchzte immer mehr. Teufelchen wischte ihm sein Gesicht ab — aber es wurde mehr schwarz als trocken — und sagte: „Na, weinst du, so sehr hübsch ist es nun bei uns eigentlich nicht. Ich hatte gerade einmal zu sehen wollen, ob es wohl bei Euch schöner wäre, als ich herunterfiel.“

„Und ich war neugierig, wie es wohl bei euch ausjah“, meinte Engeldchen, „und es war uns doch so streng verboten.“

„Du“, sprach Teufelchen ganz, ganz leise, „ist bei euch alles so hübsch und weiß, wie du und dein Kleid? Ich — ich möchte wohl mit zu euch!“

Engeldchen ließ das Weinen sein und sah sich Teufelchen näher an: „Ja, ich kann aber ohne Flügel nicht nach Haus, und du bist so eilig schwarz, und fliegen kannst du auch nicht!“

Teufelchen sah sehr betrübt aus, und das tat Engeldchen leid: „Vielleicht kann man dich abwischen, du hast schon ein paar weiße Streifen an dir, und am Ende kriegen wir beide Flügel geschenkt von einem Vogel oder Schmetterling!“

„Ach, schnell!“ Teufelchen sprang vor Vergnügen über diesen Gedanken auf einem Bein in die Höhe. „Laß uns das gleich versuchen, du, wir wollen schnell in den Wald gehen und fragen!“

Die beiden faßten sich an der Hand und trotteten in den nahen Wald. Gleich auf dem ersten Baum sah eine weiße Waldtaube, der sie ihr Leid klagten.

Die war sehr mitleidig, aber als sie die zwei um ein Paar abgelegte Flügel bat, lachte sie: „Ihr glaubt wohl, wir ziehen unsere Kleider einfach aus, wenn sie schlecht sind und kriegen so oft neue wie die Menschenkinder? Nein, mit dem einen Paar Flügel müssen wir unser ganzes Leben auskommen. Aber ich will euch einen Rat geben. Ganze Flügel kann euch kein Tier geben, aber wenn ihr recht schön bittet, kriegt ihr sicher von einigen Vögeln einzelne Federn, die sammelt ihr, bis ihr jedes zu einem Paar Flügel genug habt. Fertigt machen wird sie dann euch wohl der gute, alte Einsiedler, der ganz tief im Walde wohnt. Hier, zum Anfang schenke ich Euch jedem eine Feder.“

Etwas getröstet und mit vielem Dank zogen Engeldchen und Teufelchen weiter. Zunächst trafen sie eine große schwarze Krähe, bei der sie schüchtern und becheiden ihre Bitte anbrachten.

Die war aber sehr unliebenswürdig: „Fretches Kindergelescher, als ob ich meine Federn nicht selber brauchte! Aber ich will großmütig sein und dem kleinen Schwarzen da eine Feder schenken, weil er mir so hübsch ähulich sieht!“

Aber Teufelchen dankte. Wenn Engeldchen keine Feder bekam, wollte er auch keine.

Es war Abend und einsam und dunkel wurde es im Wald. Die liebe Sonne schien nicht mehr, und der Mond kam auch nicht. Engeldchen, das so hell gewohnt war im strahlenden Himmelsaal, fing an zu weinen.

Teufelchen sagte es tröstend um: „Komm, ich führe dich.“

Aber schließlich konnten beide nicht mehr weiter und setzten sich ins weiche Moos.

„Huhu!“ schrie eine dicke Gule, die über ihnen ihm Wegweiger sah. „Wen haben wir da?“

„Ach, liebe Gule, bitte, bitte, tue uns nichts, wir sind so müde!“

„Wenn ihr artig seid, will ich euch wohl nichts tun“, sprach die Gule ganz freundlich und zeigte ihnen sogar noch ein besonders schönes, weiches Moosbett. Daß in der Nacht ein warmer, feiner Regen herniederging, konnte sie auch nicht ändern, und die müden Kinder merkten auch gar nichts davon. Erst als am Morgen die Sonne sie über die Bäckchen streichelte, sprangen Engeldchen und Teufelchen auf.

Als sie sich ansahen, schrie Engeldchen laut auf: „O Teufelchen, Teufelchen, du bist ja schon so viel heller geworden! Nun glaub' ich gewiß, daß wir beide wieder in den Himmel kommen!“ Wichtig war Teufelchen von dem nächtlichen Regen ganz hellgrau gewaschen.

Berührt über der Kinder Freude, schenkte die Gule jedem von ihnen eine besonders schöne Feder. Zwar nicht aus ihrem eigenen Federkleid, das täte ihr zu weh, meinte sie — aber diese Federn hatten einer verstorbenen Urahne gehört, waren wegen ihrer Schönheit aufbewahrt und die Gule sagte, es sei etwas ganz Besonderes.

Fröhlich zogen Engeldchen und Teufelchen weiter. Vom Finklein bekam jedes eine Feder. Dompfäfflein wollte zwar

erst nicht recht gern, mochte sich aber schließlich nicht von der Weisheit beschämen lassen. Die zwei Federpäcklein wuchsen, und zudem — o Glückseligkeit — wurde Teufelchen weißer und weißer, je länger die Sonne auf das feuchte, graue Vengeldchen schien. Freilich, lauter Freude gabs auch nicht. Alle Vögel waren längst nicht bereit, Federn abzugeben, viele wollten auch nur eine verschlecken, und weder Engeldchen noch Teufelchen nahm etwas an, wenn das andre nichts bekommen sollte. Einmal gab's eine sehr große Enttäuschung. Zwei große, tote Falter lagen am Weg, und selig stürzten sich die Kinder auf die Flügel. Aber ach! sie waren zu leicht und trugen sie nicht. Betrübt blickten Engeldchen und Teufelchen sich an. Es wurde Abend, und in dieser Gegend des Waldes war kein einziges Moospolster zur Nachtruhe.

„O, guck, da ist ein Licht!“ schrie Teufelchen plötzlich. „Am Ende wohnt da der gute Einsiedler.“ Und richtig, so war's.

Als die kleinen Wandrer bescheiden anklopften, öffnete ihnen ein alter, weißbärtiger Mann die Tür der aus Vorken und Rinde gedauten Hütte und lud sie gütig ein, hereinzukommen. Der Einsiedler hatte so liebe Augen, daß beide gleich solch Zutrauen faßten, als kannten sie ihn schon lange, lange. Sie knieterten auf seine Knie und erzählten ihm ihre Erlebnisse.

„Aber sieh' mal, Einsiedler“, schloß Teufelchen seinen Bericht, „diese Federn sind wohl noch nicht genug? Wir sind so schrecklich schwer, die Schmetterlingsflügel waren uns viel, viel zu klein! Und das Ende zum Himmel ist so weit!“ Sehnsüchtig guckte Teufelchen durchs winzige Hüttenfenster in die Wolken.

„Nächstest du denn so gern dorthin?“ fragte der Einsiedler. Teufelchen antwortete inbrünstig: „So fürchtbar gern.“

„Und ich auch!“ rief Engeldchen. „Bitte, bitte, mache uns doch Flügel!“

„Nun müßt ihr erst schlafen, Kinderlein.“ Der Einsiedler brachte beide Kinder zu Bett, das heißt, ins schöne, duftende Heulager. O, wie lind die zwei einschliefen! Nicht eher wachten sie auf, bis ihnen die liebe Sonne die Näschchen kitzelte, daß sie niesen mußten. Nein, aber die Freude! Jedes von ihnen hatte zwei schöne Flügel auf dem Rücken und Teufelchen war schneeweiß geworden und sah ganz so lieb und strahlend aus wie Engeldchen. Der Einsiedler aber war fort.

„O, der liebe, gute, gute Einsiedler, nun können wir ihm nicht mal danken; aber vielleicht treffen wir ihn bald im Himmel wieder, er ist ja schon so alt!“ Jauchzend umschiften sich Engeldchen und Teufelchen und schwangen sich empor zu lichten Höhen. Sie wußten nicht, daß der Einsiedler der liebe Gott selber gewesen war. Der aber nimmt alle in seinen Himmel auf, die ihn darum bitten.

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer: Spize — Spritze.



zur Ausübung einer grausamen Rache benutzt hatte. „Ja, meine Handlungsweise war brutal,“ sprach er halbblau zu sich selbst, „denn einem Weibe gegenüber hätte ich mich auf eine solche Art niemals rächen dürfen. Und wie schön war sie in jenem Moment, wie treu und wirklich aufrichtig blickten ihre Augen mich an! Wäre es nicht besser und vernünftiger von mir gehandelt gewesen, wenn ich verziehen hätte, anstatt daß ich so schroff die Reuige von mir stieß und dabei aus wahnsinnigem Trotz um die Dienerin anhielt! Und wenn nun erst gar die letztere beim Wort mich nähme, wenn sie mit einem Male vor mich träte und sagte: Du hast mich zu Deinem Weibe begehrt, ich willige ein. Hier bin ich, um Dir für immer anzugehören!“

„Karamba!“ rief Alfred, als er soweit in seinen Betrachtungen gekommen war, aus, „es wäre schrecklich, denn ich würde mein Wort halten, müßte ich auch hierüber zugrunde gehen. Ich kann das wackere, braune Mädchen ja aufrichtig gern leiden, aber mein ganzes Leben mit ihm zuzubringen, mich vor der Welt mit ihm als meiner Gattin zu zeigen, der Gedanke kommt mir doch ungeheuer und ganz unerträglich vor. Mein Herz gehört für immer einer anderen, jetzt, wo ich sie wiedergesehen habe, fühle ich dies nur zu deutlich.“

Um seine quälenden Gedanken los zu werden, begab er sich nach dem Gastzimmer, wo er bereits den Tisch für die um 6 Uhr stattfindende Hauptmahlzeit gedeckt fand. Er setzte sich vor demselben nieder, doch das Essen, obwohl vorzüglich zubereitet, schmeckte ihm nicht. Desto mehr genoß er dafür von dem starken Weine, und unter dem Einflusse desselben wurde seine Stimmung eine immer aufgeregtere. Er fühlte sich tief unglücklich, mut- und hofflos in seinem Innern bis zum Verzweifeln. Den treuen Dektor, der ihm bis dahin nicht von der Seite gewichen, beachtete er gar nicht. Als derselbe aber mit einem Male seinen großen Kopf auf seines Herrn Knie legte und ihn dabei mit seinen klugen Augen teilnehmend anblickte, jagte er ihn zornig von sich.

Das Essen war schon längst vorüber, aber noch immer saß Alfred auf seinem Plage und brütete in eine immer düstere Stimmung sich hinein. Mit einem Male klopfte ihm jemand auf die Schulter und eine bekannte Stimme sagte: „Nun, mein wertter Herr, die Zeit ist Ihnen wohl recht lang geworden, wenigstens drückt Ihr Gesicht einen hohen Grad von Mühsamkeit aus. Ich bin etwas lange ausgieblieben, aber hieran waren eigentümliche Umstände schuld, die ich Ihnen gleich erzählen werde.“

Alfred war bei diesen Worten des Arztes — denn dieser war der Sprecher — aus seinem Nachdenken aufgeschreckt und drückte nun denselben in seiner Erregung so kräftig die Hand, daß dieser einen lauten Schmerzensschrei ausstieß. „Karamba“, sprach er dann etwas gezwungen lachend, während er sich an den Tisch setzte, „Sie haben ja eine Faust wie ein Bär, und um ein Haar hätten Sie mir ein paar Finger entwei gedrückt. Doch vor allem muß ich ein Glas Wein zu mir nehmen, denn ich leide an einem entsetzlichen Durst. Hunger fühle ich nicht, ich habe mich auf der Estanzia Durazno durch ein vorzügliches Mal gut gestärkt. Nach Erledigung unserer Angelegenheiten auf der Estanzia wäre ich ohne Verzug wahrscheinlich wieder zurückgekehrt, wenn nicht ein Bote von der Herrin derselben zu uns gekommen wäre, der uns einlad, dort einen kleinen Jubel zu uns zu nehmen. Dieser Jubel war ungemein reichhaltig, und wie ich Ihnen soeben sagte, ganz vorzüglich. Wir bewaerten nur, daß wir keine Gelegenheit hatten, der schönen Donna Maria persönlich unseren tiefgefühlten Dank für die vortreffliche Bewirtung auszusprechen. Sie hatte sich nämlich bei uns entschuldigen lassen mit dem Bemerkten, daß die Vorgänge des heutigen Tages sie stark angegriffen hätten, und daß sie sich etwas unwohl fühle.“

„Nun, wir tranken wacker auf die baldige Wiederherstellung ihrer Gesundheit und rüsteten uns schon zum Aufbruche, als ich mit einem Male herausgerufen wurde. Draußen erwartete mich das große braune Weib, welches stets um die Herrin ist. Dasselbe sagte mir, die Krankheit ihrer Herrin fühle ihr große Besorgnis ein, weshalb ich mich doch einmal zu ihr begeben möchte.“

Die Indianerin führte mich darauf in das Zimmer Donna Marias. Diefelbe lag im Bette, und schon der erste Blick überzeugte mich, daß ein heftiges Fieber im Anzuge sei, wahrscheinlich ein Nervenfieber. Ein irrer Ausdruck lag in ihren Augen und bereits entströmten allerlei verworrene und unzusammenhängende Worte, unter denen ich mehrere Male deutlich den Namen Alfredo unterschied, ihren Lippen. Nachdem ich etwa eine Viertelstunde in dem Krankenzimmer mich aufgehalten, bestand über die Natur der Krankheit bei mir kein Zweifel mehr. Es ist in der That ein Nervenfieber, von welchem die Herrin befallen wurde. Schade wäre es um sie, wenn das Fieber einen erfrüheren Verlauf nähme. So jung und schön zu sein und dabei schon hinan in die kühle Erde zu müssen, das wäre fürwahr sehr hart.

Vor der Hand konnte ich dort nichts weiter tun. Ich kehrte so schnell wie möglich hierher zurück, und jetzt muß ich mich nach einem zuverlässigen Manne umsehen, der die von mir verordnete Medizin diesen Abend noch nach der

Estanzia bringt. Davon, daß sie dieselbe recht bald erhält, hängt vielleicht das Leben der Herrin ab.“

Bis dahin hatte Alfred während der Erzählung des Arztes kein Wort gesprochen. Seine Augen hingen förmlich an dessen Munde, als wollte er die hervorstömenden Worte von demselben ablesen, sein Gesicht war immer blässer geworden, und nur mit großer Mühe vermochte er die gewaltige Aufregung, welche sich seiner bemächtigt hatte, einigermaßen zu bemeistern. Kaum aber hatte der andere geendet, als er aufsprang und in heftiger Erregung anscrief: „Wo ist die Medizin, Herr? Ich selbst werde sie auf der Stelle nach der Estanzia bringen.“

Erstaunt blickte der Arzt auf, dann aber zog es wie ein leises Lächeln über sein Antlitz. „Sie selbst also wollen die Arznei für die Kranke besorgen“, meinte er, jedes seiner Worte eigentümlich betonend. „Um, hm, na, es wird vielleicht das Beste und Sicherste sein, was geschehen kann. Und am Ende ist es gut, wenn jemand um die Gnädige ist, der . . . Helfen Sie vielleicht Alfred mit Vornamen?“

„Herr was soll diese Frage?“ brauste der letztere, dessen Gesicht sich mit einem Male purpurrot gefärbt hatte, auf, doch gelassen erwiderte der Arzt: „Nur nicht gleich heilig werden, junger Herr, ich wollte Sie gewiß nicht beleidigen. Ein Arzt darf und muß sogar alles fragen, was zu wissen er im Interesse seiner Patientin für nötig hält. Da Ihnen insofern jenes Thema nicht angenehm zu sein scheint, so will ich dasselbe nicht weiter berühren. Reiten Sie daher nur nach der Estanzia und die Madonna sei mit Ihnen. Sorgen Sie dafür, daß man ihr Pferd sattelt; die Medizin ist bestellt und wird in wenigen Minuten hier sein.“

Die letzten Worte hörte Alfred kaum noch. Er war bereits hinausgeeilt, um dem Hausknechte den Auftrag zu geben, daß er sein Pferd aufkäume und es vor die Türe des Hofes bringe. Dann lehrte er ins Gastzimmer zurück, wo er zunächst seine Reche bezahlte und dann wieder zu

ber offenbar beauftragt war, hier Wache zu halten, da er sonst jedenfalls herausgeeilt sein würde, um das Pferd des Anstömmlings in Empfang zu nehmen. „Guten Abend“, lästerte Alfred hastig, wie geht es der Herrin? Befindet sie sich etwas besser?“

„Ah, Sie sind es, Herr Richard“, erwiderte der Knecht, „ich hätte nie gedacht, daß wir Sie sobald wiedersehen würden. Sie scheinen sehr rasch geritten zu sein, denn Sie sind ja ganz aufgeregt und ihr Pferd —“

„Karamba“, stieß der erstere zornig hervor, „Sie sollen mir auf meine Frage antworten, wie es mit der Herrin steht? Das werden Sie wohl wissen, oder halt, gehen Sie sofort zu ihr und überbringen Sie ihr diese Medizin, die mir der Arzt in Rosario mitgegeben hat.“

„Ich will die Arznei in Empfang nehmen, Don Alfredo“, sprach in diesem Moment dicht neben diesem eine ihm bekannte Stimme.

Ueberrascht lehnte Alfred sich um und schaute in das bronzene Gesicht der Ramun. Ernst und gemessen wie auch sonst waren diese Züge, aber doch lag ein Ausdruck in ihnen, so voll geheimen Kummer und gewaltsam unterdrückter Sorge daß der junge Mann von einer schrecklichen Ahnung befallen wurde.

„Ramun“, rief er aus, indem er ihre beiden Hände erfaßte und sie trampfhaft in den seinigen drückte, „Ramun ich beschwöre sie, sagen Sie mir, was ist geschehen! Besteht noch Hoffnung für die Herrin oder ist das Schlimmste zu befürchten? Reden Sie, sprechen Sie nur ein einziges Wort! Ich bin gefaßt, auch das Aergste zu hören, nur machen Sie um des Himmelwillen meiner qualvollen Ungebild ein Ende.“

Wie ein schmerzliches Lächeln flog es bei diesen leidenschaftlichen Worten über das ernste Gesicht der Indianerin, dann aber erwiderte sie: „Kengstigen Sie sich nicht, Don Alfredo, nach meiner Ansicht geht es besser mit der Herrin.“

„Gott sei gedankt!“ jubelte Alfred, „ich bin also nicht zu spät gekommen. Hier ist die Arznei gute Ramun, und nun eilen Sie zu ihr und sorgen Sie, daß sie dieselbe auf der Stelle nimmt. Dann ist vielleicht morgen schon alle Gefahr geschwunden.“

Die Herrin schläft in diesem Augenblicke, Don Alfredo, und es wäre im höchsten Grade schädlich, sie in ihrer Ruhe zu stören. Die Arznei werde ich in das Zimmer der Herrin tragen, und dann bitte ich Sie um eine kurze Unterredung, Don Alfredo. Es ahnte mir, daß Sie kommen würden, ich wartete schon seit einer Stunde sehnsüchtig Ihrer Ankunft, um mit Ihnen einmal offen sprechen zu können über dasjenige, was uns beiden am Herzen liegt.“

Diese Worte, welche Alfred an die Vorgänge des heutigen Morgens erinnerten, verlegten ihn in nicht geringe Bestürzung und Unruhe, und in verlegenem Tone erwiderte er: „In dieser Stunde wo Ihre Herrin noch keineswegs außer jeder Gefahr, da fände ich es doch zum wenigsten seltsam oder selbst unschicklich, wenn wir von Angelegenheiten reden wollten, welche besser . . .“

„Seien Sie außer Sorge“, unterbrach sie, „dasjenige, worüber wir sprechen wollten, liegt im Interesse der Herrin selbst und wird vielleicht die vollständige Genesung ihres Körpers sowohl wie ihrer Seele herbeiführen. Ist Ihnen hieran wirklich etwas gelegen, so dürfen sie meine Bitte mir nicht abschlagen. Und nun warten sie hier einen Moment. In einer Minute bin ich wieder bei Ihnen.“

Schnellen Schrittes entfernte sie sich, um gleich darauf zu ihm zurückzukehren und ihn aufzufordern, sie durch das Haus nach dem Garten zu begleiten.

Noch immer nicht ganz beruhigt über die Absichten der Indianerin folgte ihr Alfred, bis sie an derselben Bank angelangt waren, auf der er damals die Ramun bei seinem späten Spaziergange angetroffen hatte.

(Schluß folgt.)



Fürst Ferdinand

Zur Vermählung des Fürsten Ferdinand von Bulgarien mit der Prinzessin Eleonore Reuss-Köstritz

Schloss Osterstein bei Gera, in dem die Vermählung stattfand.



Prinzessin Eleonore



dem Arzte sich wandte, nachdem er vorher den Wirt ersucht hatte, den Hund bis zu seiner Rückkehr bei sich zu behalten.

„Hier ist die Arznei“, sagte der Arzt, indem er auf eine auf dem Tische stehende Flasche wies, „stecken Sie dieselbe zu sich und geben Sie nur acht, daß das Glas nicht zerbricht. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise, und wenn Sie vielleicht bis morgen Mittag dort bleiben, so hoffe ich, daß wir uns daselbst wiedersehen. Denn ich reite morgen früh ebenfalls nach Durazno, um von dem Befinden meiner Patientin mich zu überzeugen.“

Alfred nahm sich kaum die Zeit, dem wackeren Herrn zum Abschied die Hand zu drücken, ja, er vergaß sogar seine Waffe mitzunehmen, ohne welche er sonst bei Nacht niemals über den Kamp ritt. Mit nervöser Hast stürzte er aus dem Zimmer, um sich auf das von einem Knecht gehaltene Pferd zu schwingen, um dann in tollem Galopp in der Richtung nach der Estanzia davonzusprengen.

Zum Glück war die Nacht hell und klar, sodas er seinem Pferd völlig freien Lauf lassen konnte. Aber obwohl der feurige Renner seine Kräfte aufs äußerste anspannte, und schnell wie der Wind über die Ebene dahinella, schlen es Alfred, als bewege er sich langsam wie eine Schnecke vorwärts. Die Zeit, die zu seiner Reise notwendig war, dünkte ihm eine Ewigkeit, mit jeder Minute, die er früher anlangte, glaubte er das Leben der ihm wieder überaus teuer gewordenen Herrin retten zu können, und so wie das Pferd einigermaßen in seinem raschen Laufe nachlassen wollte, fielen sofort die Peitschenhiebe hagelnd auf es hernieder.

Endlich, endlich wurden die erleuchteten Fenster der Estanzia in der Ferne sichtbar, und wenige Minuten später hielt er im Hof derselben vor der Türe des Hauptgebäudes an. Sofort sprang er aus dem Sattel und überzeugte sich zunächst, daß die kostbare Flasche unverfehrt sei. Daß sein Pferd sich vor Müdigkeit sofort auf die Erde fallen ließ, beachtete er in seiner heftigsten Aufregung überhaupt nicht; ohne einen Blick auf das müde Tier zu werfen, schritt er rasch und entschlossen der weit offenstehenden Haustüre zu. In dem matt erleuchteten Hausflure stand ein Knecht,

Humoristische Ecke.

Meggendorfer Blätter.

Paffen zusammen. Fräulein: „Ich würde sofort den Herrn, den Sie mir da empfehlen, nehmen, nur verstehe ich nichts vom Kochen!“ Heiratvermittler: „O, da paffen Sie glänzend zusammen, der versteht nichts vom Essen!“

Aus der Schule. Lehrer: „Kannst Du mir ein Streichinstrument nennen, Moritz?“ Der kleine Moritz: „E Pinsel, Herr Lehrer!“

Beirachtung. Bettler (eine verfalzene Suppe essend): „Das nennen sie nun eine milde Gabe!“

Verdächtig. — „Wann wünschen Herr Baron, daß ich die Rechnung bringe?“ — „Ganz gleich, nur Montags nicht, da hat mein Diener Ausgang!“

Ein „strenger Winter“. Pantoffelheld: „Deut ist der dritte März, da hat sie mir wieder mal den Hausschlüssel gegeben, den ich seit Oktober nicht mehr hatte; auf einen so strengen Winter kann ich mich schon lange nicht mehr erinnern!“

Maliziös. — „Schauen Sie nur der Lustspieldichter hält seinen Kopf an den Ofen.“ — „Jedenfalls wärmt er alte Gedanken auf.“

Zu unseren Bildern.

Das Achilleion auf Korfu.

Im Achilleion auf Korfu, dem malerischen Meereschlusse, das der deutsche Kaiser im vorigen Jahre künlich erwarb, sind gegenwärtig viele Arbeiter beschäftigt, um den herrlichen Palast für den Besuch des Monarchen im März vorzubereiten. Die gesamte neue Inneneinrichtung kam am 10. Januar mit dem Dampfer „Pergamon“ von Hamburg in Korfu an. Im Schlosse werden etwa 15 Zimmer für das Kaiserpaar und die Prinzessin Viktoria Luise hergerichtet. Für das Gefolge des Kaisers ist ein Kavalleriehaus angebaut worden, in dem etwa 20 Herren wohnen können. Außerdem sind Räume für die aus 60 Köpfen bestehende Dienerschaft vorgesehen. Von besonderer Pracht in dem jetzt dort herrschenden Frühjahr ist der herrliche Park und Garten, der das Schloß umgibt. Er erstreckt sich bis zu dem Gestade des wild an die Felsen von Korfu brandenden Meeres, und die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, die schöne, unglückliche ehemalige Besitzerin des Achilleions, pflegte sich hier oft stundenlang einsam zu ergehen, um ihren Träumen ungestört nachhängen zu können. Hier ließ sie ihrem Lieblingsdichter Heinrich Heine ein Denkmal errichten, hier ließ sie auch den „Sterbenden Achill“ von Professor Hertel aufstellen, der dem Jungen den Namen gegeben hat. Das Achilleion ist eines der schönsten Schlösser im weiten Mittelmeer, von der Natur und von Menschenhand mit wahrhaft verschwenderischer Pracht ausgestattet, wohl würdig, einen Herrscher zum Wohnsitz zu dienen.

Reichssekretär Sydow.

Wirkl. Geh. Rat Reinhold Sydow, Unterstaatssekretär im Reichspostamt, der neu ernannte Staatssekretär des Reichsschatzamt, wurde am 14. Januar 1851 geboren. Er studierte in Berlin und Heidelberg Jura, wurde 1870 Referendar in Münster und nach fünf Jahren Assessor. Seine erste Anstellung fand er 1876 als Kreisrichter in Halle a. S., wo er nach drei Jahren ans Landgericht kam. 1882 erfolgte seine Versetzung an das Landgericht I in Berlin, im April des folgenden Jahres schied er aber aus dem Justizdienst aus und wurde als Oberposttrat ständiger Hilfsarbeiter beim Reichspostamt. 1889 zum Geheimen Posttrat ernannt, übernahm er dort nach Ausscheiden des Direktors Schöffler die von diesem geleitete II. Abteilung. Im Reichstag ist Sydow vielfach mit Erfolg als Vertreter des Staatssekretärs aufgetreten. Auf juristischem Gebiet hat er sich als Schriftsteller einen Namen erworben. 1901 wurde er Unterstaatssekretär 1905 Wirkl. Geh. Rat mit dem Prädikat Excellenz.

Zur Vermählung des Fürsten Ferdinand von Bulgarien mit Prinzessin Cleonore von Ruß-Köstritz.

Am 1. März findet auf Schloß Osterstein bei Gera, der Residenz der Fürsten Ruß-Köstritz, die Vermählung des Fürsten Ferdinand von Bulgarien mit der Prinzessin Cleonore von Ruß-Köstritz statt. Das Schloß liegt im herrlichen Elbertale auf dem Hainberg bei Gera; erbaut wurde es um 1230 durch die Bögge von Gera. Nach mannigfachen Umbauten hat das Schloß seine jetzige Gestalt in den 1860er Jahren erhalten. Der Ausblick von den Fenstern des Schloßes ist besonders schön. — Prinzessin Cleonore ist am 20. August 1860 zu Trebschen bei Jülichau geboren; sie ist die älteste Schwester des Fürsten Heinrich XXIV. von Ruß-Köstritz. Fürst Ferdinand von Bulgarien, bekanntlich dem Hause Sachsen-Koburg angehörig, ist am 26. Februar 1861 in Wien geboren; er herrscht seit 1887 über Bulgarien; seine erste Gattin Marie Luise Prinzessin von Bourbon-Parma starb am 19. Januar 1899 bei der Geburt ihres vierten Kindes.

Bahnprojekte auf dem Balkan.

Zur Wahrnehmung der Interessen seines Levantehandels wünscht Oesterreich den Bau der Sandtschakbahn, die Uvac mit Mitrovica verbinden soll. Die Strecke ist nur 120 km lang, würde aber in Uvac mit der von Sarajevo kommenden und in Mitrovica mit der nach Saloniki führenden Bahn Anschluß haben und so einen 1000 km langen Schienenweg von Wien zum Mittelmeer herstellen. Das Projekt hat das Mißfallen von Rußland und England hervorgerufen, eine starke politische Spannung verursacht, und Rußland will nun seinerseits ebenfalls eine Bahn bauen. Der alte Plan des Königs Milan, die Donau mit der Adria zu verbinden, soll wieder aufleben. Die Bahnlinie würde von Turnu-Severin in Rumänien nach Kladoo führen, längs der serbisch-bulgarischen Grenze nach Niß und schließlich bis Prischting. Dann quer durch die Kossowo-Ebene bis an das Adriatische Meer bis Medua, das zum Hafenschiff ausgebaut werden müßte. — Von Griechenland geht ebenfalls ein Bahnprojekt aus. Es handelt sich um die Linie Saloniki-Larissa, die insofern eine Konkurrenz für

die italienischen Bahnen bilden würde, als die Beförderung der indischen Post, die jetzt über Brindisi und Neapel erfolgt, später über Athen geleitet werden müßte. Würden die Projekte, ohne weitere Krisen heraufzubeschwören, alle ausgeführt, so würde man durch diese Eisenbahnbauten den Kulturbestrebungen auf dem Balkan die denkbar beste Unterstützung zu teil werden lassen.

Die Frau als Vormund.

(Nachdruck verboten.)

Es ist etwa ein Menschenalter her, daß in Deutschland die letzten Reste der sogenannten Geschlechtsvormundschaft verschwanden. Darunter versteht man die Vormundschaft über die Frau als solche, also auch die über die unverheiratete volljährige Frau. Und noch bis zum 1. Jan. 1900 finden wir im Gebiet des Bayerischen Landrechtes das uns heute unglaublich anmutende Züchtigungsrecht des Ehemanns seiner Frau gegenüber. Der Mann konnte seine Frau erziehen und hierzu „angemessene Zuchtmittel“ anwenden.

Unser Bürgerliches Gesetzbuch ist so weit von dem Gedanken einer rechtlichen Minderwertigkeit der Frau ent-

lichen Rechtes zeigt. Hier sehen wir noch ein wenig die Gerichalen des früheren Rechtszustandes, der der Frau überhaupt die Vormundschaft verschließt.

Auf der anderen Seite sehen wir ein Vorrecht der Frau im § 1786. Unser Recht kennt im allgemeinen sogenannte weibliche Rechtswohlthaten nicht mehr. Das sind Vergünstigungen, die die Frau mit Rücksicht auf ihre weibliche Schwäche genießt. Denn unser Recht hält sie ja eben für dem Manne ebenbürtig. Es weiß nichts von weiblicher Schwäche. So erscheint uns die Vergünstigung des § 1786 als eine nicht vollkommen konsequente Kränklichkeit des Gesetzgebers. Wenn nämlich jeder andere Deutsche durch Ordnungsgeld bis zu 300 Mark, die wiederholt werden können, zur Führung der Vormundschaft gezwungen werden kann (wenn er nicht gewisse Ablehnungsgründe hat), darf eine Frau, gleichviel ob sie verheiratet oder unverheiratet ist, die Führung einer Vormundschaft ohne Angabe von Gründen ablehnen.

Die Führung einer Vormundschaft durch eine Frau erscheint unserem Empfinden als erheblicher Fortschritt im Rechtsleben. Insbesondere wird hier der kinderlosen Frau ein reiches und dankbares Gebiet zur Betätigung ihrer mütterlichen Instinkte erschlossen. Verargen wir daher dem Gesetzgeber nicht allzusehr, wenn er auf seiner neuen Bahn sich noch etwas zaghaft und linksich zeigt! Danken wir ihm vielmehr, daß er überhaupt diese neue Bahn zu betreten wagte!

Deutsche Frauen insbesondere können diesen Dank nicht schöner betätigen, als indem sie jede sich bietende Gelegenheit zur Führung einer Vormundschaft ergreifen und die Pflichten eines Vormundes mit Gewissenhaftigkeit erfüllen. Dr. jur. A. . . . d.

Kann der moderne Mensch noch ein Christ sein?

Ueber dieses wichtige und zeitgemäße Thema sprach auf Veranlassung des Christlichen Vereins Junger Männer Pastor Le Seur aus Berlin vor einer sehr zahlreich erschienenen Zuhörerschaft in Stuttgart. Der Redner beantwortete zunächst die Frage: Was ist der moderne Mensch? Nietzsche, Tolstoi, Wagner und Gide, alles moderne Menschen und doch welche große Gegensätze! Zu allen Zeiten gab es moderne Menschen, aufstrebende Generationen, die mit der Vertreterin einer abgelebten Zeit, zwischen Jungem und Altem im Kampf standen. Durch die Fortschritte der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft und der Technik, wurde eine Spannung verursacht, welche ihre Spitze gegen die christliche Religion, gegen die Kirche, die Vertreterin derselben richtet. Viele haben dadurch Schaden genommen — und als Massenerscheinung tritt der Unglaube auf. Jedoch es sind Winterstürme vor dem nahenden Frühling, dem Frühling der Auflösung und Leben bringt. Ein Fragen nach Gott geht durch die Reihen. Lebt ein Gott, zu dem der Mensch in persönliches Verhältnis treten kann? Diese Frage ist ernst und wird in unseren Tagen von vielen bewegt. Geben wir eine vernünftige Antwort, was hat dann das Leben für einen Sinn? Dann ist es Unsinn! die ganze Menschheitsgeschichte! Die Männer des alten Testaments, bis zu Johannes dem Täufer, ja Jesus selbst, sie alle sind blinde Blindenleiter! Alle Sittlichkeit fiel dahin — das Recht des Stärkeren, das Uebermenschenhum wäre Sittlichkeit! Wer aber den Glauben an den lebendigen Gott oberflächlich zur Tagesordnung übergeht, begeht ein Verbrechen an sich und der Menschheit. Wer will aber die Frage nach Gott beantworten? Der Naturforscher? Nein! Er fragt nicht nach dem Zweck, sondern nach der Ursache, nicht wozu, sondern woher! Oder der Philosoph? Kant hat bekannt: zweierlei zwingt mich an Gott zu glauben: der gestirnte Himmel über mir und die Stimme des Gewissens in mir. So geben die meisten Philosophen zu, daß es einen Gott gibt. Er kann freilich nicht bewiesen, sondern nur bezeugt werden von denen, die ihn in ihrem Leben erfahren haben. Der Glaube an Gott wird aus der tiefsten Tiefe der menschlichen Seele herausgeboren und nicht aus mühsamem Studium. Wo er ist, da ist Licht, da ist Liebe!

Eine im allgemeinen verständnisvoll verlaufene Diskussion schloß sich den Ausführungen des Referenten an. Herr Wilhelm Schuhmacher, Vertreter der Sozialdemokratie, machte dem Christentum zum Vorwurf, daß es für die Menschheit nichts Positives geleistet habe und verbreitete sich über dogmengeschichtliche Entwicklung. Zum Schluß meinte er, daß das Leben kein Kampf ums Dasein hätte werden sollen. Pastor Le Seur erwiderte hierauf, daß zur sozialen Hebung der Menschheit das Christentum alles getan habe, es habe die unwürdige Stellung der Frau umgestaltet, die Sklavenketten gesprengt und tausende von Liebeswerken der inneren Mission geschaffen.



fernt, daß es vielmehr die Frau als Vormund kennt. Allerdings bringt das Amt des Vormundes einen so umfangreichen und tiefgreifenden Pflichtenkreis mit sich, daß es bezüglich der verheirateten Frau angemessen erscheinen mußte, die Interessen ihres häuslichen und mütterlichen Wirkungskreises in Betracht zu ziehen. Deshalb bestimmt das Gesetz, daß eine solche Frau nur mit Zustimmung ihres Mannes zum Vormunde bestellt werden soll. Würde das Vormundschaftsgericht sie ohne Zustimmung ihres Mannes zum Vormunde bestellen, so würde allerdings dennoch die Bestellung gültig sein.

Das Vormundschaftsgericht kann ferner eine Frau, die zum Vormunde bestellt war, entlassen, wenn sie sich verheiratet, selbst wenn ihr Mann mit der Vormundschaft einverstanden ist. Es muß die Frau entlassen, wenn der Mann dies verlangt, selbst wenn er früher zugestimmt hatte.

Ob dieses willkürliche Bestimmungsrecht des Mannes gesetzgeberisch glücklich ist, darüber läßt sich streiten. Es wäre vielleicht besser gewesen, auch hier den Gedanken, den unser Gesetzbuch sonst bei Ehegatten verfolgt, durchzuführen, daß nämlich die Bestimmung des Mannes dann rechtlich wirkungslos ist, wenn sie sich als Mißbrauch des ehemann-

Allerlei.

§ Ein junger Garde-Offizier, Freiherr von L. — sein Name tut nichts zur Sache — war kurze Zeit verlobt und der glücklichste Bräutigam. An einem schönen Nachmittage der vorigen Woche ging er nun in Charlottenburg die Berliner Straße entlang, um seine Braut zu einem Spaziergang in den Tiergarten abzuholen. Plötzlich sah er in ziemlich weiter Entfernung eine Equipage daherrasten, deren Rutscher die Herrschaft über sein Pferd vollständig verloren hatte. Der Offizier dachte natürlich sofort daran, sein möglichstes zu tun, um das Pferd aufzuhalten. Allerdings hatte er in Erinnerung an sein junges Liebesglück, wie er selbst erzählte, einen Augenblick geschwankt, da der Ausgang dieser Rettungstat nicht gewiß war. Aber sehr schnell waren diese augenblicklichen Bedenken verschwunden, und er stürzte sich dem Pferde, das zügellos daherraste, entgegen und es gelang ihm auch, das wilde Tier zu bändigen und zum Stehen zu bringen. Plötzlich schien ihm der Rutscher auf dem Bod bekannt zu sein, aber er hatte in der ungeheuren Aufregung doch nicht Zeit gehabt, klar nachzudenken, als sich die Wagentüre öffnete und jätternd und bleich vor Todessehren eine junge Dame herausstieg, um ihrem Lebensretter zu danken. Kaum hatte sie ihn erblickt, als die beiden mit einem Jubelschrei einander in die Arme stürzten, denn die Dame, der der junge Offizier das Leben gerettet hatte, war seine — eigene Braut.

§ Bei der Firma Bidford in London-Westend kann man jetzt Ballonausfahrten bestellen. Die Bestellung muß einen Tag vor der gewünschten Fahrt erfolgen. Der sachkundige Luftschiffer hat zu entscheiden, ob das Wetter eine Fahrt zuläßt oder nicht. Er nimmt einen bis vier Reisende mit sich. Es können sogar Ballons zur Reise über den Kanal bestellt werden. Die Firma ist der Ansicht, daß dieser Zeitvertreib sehr beliebt werden wird; der billigste Preis für eine Fahrt beträgt 500 Mark.

§ Die Kenntnis technischer Erfindungen verbreitet sich selbst in unserem Vaterlande langsamer als unser Kulturstolz gern zugibt. Ein Bauer aus Oberhessen besuchte seinen in Mainz in Garnison liegenden Sohn und blieb in einem Hotel über Nacht. Gegen 9 Uhr, nachdem er gut gegessen und getrunken hatte, ging er zu Bett. Der Hotelier, der um 1 Uhr nachts nach Schluß der Restauration stets von der Straße her nochmals nach den Zimmern sieht, gewahrte in Zimmer Nr. 9 noch Licht. Er schickte deshalb einen Kellner hinauf, um nachzufragen, ob dem Manne vielleicht etwas fehle. Nachdem der Kellner angeklopft hatte, sprang das Bäuerlein aus dem Bett und es entspann sich folgendes Gespräch: Kellner: „Fehlt Ihnen vielleicht etwas, weil Sie noch Licht haben?“ Bauer: „Eich sein froh, daß Er kumme, eich danke Ihne ab, — loa Ag hab' ich zugeboan, eich kann

des Licht nit ausbloße.“ Nachdem der Kellner das elektrische Licht ausgedreht hatte, tat unser Bäuerlein glücklich die Augen zu.

§ Die Tragödie eines Kindes erregt in München Aufsehen. Ein 12jähriger Knabe erhängte sich aus Verzweiflung über fortgesetzte Schulstrafen, konnte aber gerettet werden. Da der Vater, ein Arbeiter, sich nicht um die Haushaltung kümmerte, und die Mutter krank zu Bett lag, mußte der Junge die Wirtschaft besorgen, so daß er mit den Schulaufgaben im Rückstand blieb.

§ Wie alt werden unsere Pferde? Die Frage, wie alt unsere Pferde im Durchschnitt werden, ist mit Sicherheit noch nicht gelöst. Rechnet man die viele Verluste hinzu, welche bei diesen Tieren im ersten Lebensjahre auftreten, so geht man nicht fehl, wenn man auf 10—12 Lebensjahre schätzt. Beim preussischen Heere rechnet man mit einer 10jährigen Arbeitsdauer der Remonte. Da die Tiere nun im Alter von 4 Jahren zur Truppe kommen, ergibt sich die auffallende Tatsache, daß diese Pferde bis zum 14. Jahre arbeitsfähig sind. Die meisten Zivilpferde erreichen eine so lange Arbeitsdauer nicht. Es liegt dies daran, daß die Militärpferde dreijährig angekauft werden und vom Staate bis zum 4. Jahre im sog. Remontedepot gepflegt und gefüttert werden, so daß sie kräftig auswachsen können. Das Zivilpferd wird aber meist mit 3 Jahren oder noch früher angepannt und ist mit 12 Jahren verdrächt. Manche Pferde erreichen nun ein sehr hohes Alter. So besand sich auf der Ausstellung zu Brüssel 1893 ein belgisches Pferd, im Alter von 42 Jahren. Der Katalog der Sammlungen zu Jena führt einen Pferdeschädel auf, der nachgewiesenermaßen von einem Pferde im Alter von 54 Jahren stammt. Die ältere Literatur erzählt von Pferden, die 60, 80 ja 100 Jahre alt geworden sein sollen, doch muß man das in das Gebiet der Fabel verweisen. Bei einem preussischen Regiment, den 2. brandenburgischen Ulanen Nr. 11, diente die Fuchsstute Krone. Sie wurde 1866 dem Regiment als Remonte zugewiesen, war also 1862 geboren, machte den Feldzug 70, den Umzug von Perleberg nach Saarburg mit und diente 23 Jahre als Schwadronspferd. Bei ihrer Austrangierung kaufte sie der Schwadronschef und so blieb sie bis zu ihrem Tode am 18. Jan. 1895, also bis zu ihrem 33. Jahre bei der Schwadron. Ihr Fell wurde in der Kaserne aufgehängt.

§ Ein Theaterzettel für 140 Mark. Das hätte sich das schlichte, vergilbte Stück Papier vor 117 Jahren wohl schwerlich träumen lassen, daß es dereinstmal tausendfach mit Gold aufgewogen würde. Es handelt sich um den Theaterzettel vom Jahre 1791 zur Eröffnung des neuen Hoftheaters in Weimar, der bei der Väterersteigerung im Antiquariat von Max Perl jüngst diesen enormen Preis brachte. Am 7. Mai jenes Jahres wurde das Theater mit Goethes Prolog „Der Anfang ist in allen Sachen schwer“, eröffnet.

Rätsellecke.

Das Erste hilft dir, wenn Gefahren Und Feinde dich ringsum bedrohn. Das letzte Paar läßt Laten sprichsen, Ist's stark, ist der Erfolg dein Lohn. Das Ganze ist von mindrem Wert, Meist ist's der Jugend nur bescheert.

Dexierbild.



„Du hör' mal, eben stand doch noch der dicke Witt vorm Hause. Wo ist er denn?“

Bilderrätsel.



Redaktion, Druck und Verlag von L. Lauf in Altensteig.

Grundbuchamt Wörnersberg.

Verkauf einer Sägmühle.

Die sog. Banernsägmühle am Zinsbach: Geb. No. 30 Sägmühle mit Wohnung, Wohnungsbau, Radstube, Holzweiser und Hofraum im Flächeninhalt von zus. 5 a 97 qm (Brandversicher.-Anschlag 6680 Mk. einschließl. Zubehörden, angekauft zu 3000 Mk.)

kommt mit diesen Zubehörden auf Antrag der Eigentümer am **Samstag, den 7. März 1908** nachmitt. 3 Uhr

im Rathause zu Wörnersberg freihändig **lehtmals** zur Versteigerung. Liebhaber sind eingeladen. Pfalzgrafensweiler, den 28. Februar 1908.

Grundbuchamt Ruifel.

Altensteig.

Empfehle mein Lager in



Hüten und Mützen

in allen Fassonen u. Farben, besonders

Konfirmandenhüte

in nur guter Qualität bei billigem Preise.

Chr. Schmid

Hut- und Mützensgeschäft.

Altensteig.

Garantiert reinen

Schleuderhonig

empfiehlt

Fr. Flaig, Conditor.

Zur Zeit spottbillig Hamburger Stadtschmalz

garant. rein m. st. Griebengeschmack in netto 9 Pfd.-Dosen M. 5.50
 „ 20 Pfd.-Blechweimer „ 11.50
 „ 25 Pfd.-Eimer „ 14.—
 „ 50 Pfd.-Eimer „ 27.50

rein am. Schweineschmalz

1 Pfd. 60 Pfg. bei 10 Pfd. 57 Pfg. in netto 25 Pfd.-Eimern M. 14.—
 „ 50 Pfd. M. 27.—

Ungar-Serbisches Schweineschmalz

m. Griebengeschmack 1 Pfd. 70 Pfg. bei 5 Pfd. 68 Pfg. bei 10 Pfd. 67 Pfg.

Walmin

1 Pfd. Stück à 65 u. 70 Pfg.

Margarine Swebia

1 Pfd.-Pak. 75 Pfg.

Bitello (Essig für Butter)

1 Pfd.-Pak. 80 Pfg.

empfehlen in frischen Sendungen

Altensteig: **Chr. Burghard jr.**

Frdr. Flaig, Conditor.

Ein aufgeweckter

Junge

findet Lehrstelle bei

Fr. Flaig, Conditor.

Altensteig.

Solider, nicht über 23 Jahre alter

Arbeiter,

findet dauernde Beschäftigung bei

J. Braun,

Sattler und Tapezier.

Evangelischer Arbeiter-Verein.

Heute Samstag abend 8 Uhr in der „Krone“

Öffentlicher Vortrag

von Sekretär Fischer, Reutlingen:

„**Welche Aufgaben stellt uns das Wachstum des deutschen Volkes**“,

wozu jedermann freundlichst eingeladen ist.

Der Ausschuß.

Altensteig.

Gebrüder Walz, Hut- und Mützensgeschäft

empfehlen für bevorstehendes Frühjahr und Konfirmation in großer Auswahl ihr

Hut- und Mützenlager

in besten Qualitäten und modernsten Fassonen und Farben

bestehend in

Seidenhüten, Klapphüten, Haar- u. Wollfützhüten, in steif und weich, Kaiserhüten, Lodenhüten, Knaben- u. Kinderhüten, insbesondere aber

Konfirmandenhüten

zu ausnahmsweise billigen Preisen.

Sobann **Mützen**, in allen Fassonen und Preislagen, für Herren, Knaben und Kinder.

Deutsches Reichs-Adressbuch.
Herausgegeben von Rudolf Moske.
Ausgabe 1908. Band VIII.
Adressbuch

von
Württemberg, Hohenzollern
Baden, Elsaß-Lothringen

enthält auf 1200 Seiten das gesamte Adressenmaterial mit Telephonnummern von ca. 9500 Orten dieser Länder, u. a. a. 11 Kaufleute und Industrielle, Ärzte, Rechtsanwälte, Hotels etc., ferner die Gewerbetreibenden, Handwerker, die Gutsbesitzer und Landwirte, Bäder und Kuranstalten etc. — Die Adressen sind nach Orten und Branchen geordnet. Jedem Lande sind Spezialarten, jedem Ort ausführliche Angaben über Eisenbahn-, Post-, Telegraphen-, Telefon-Verkehr, Gerichtszuständigkeit Industrie und Handel, sowie die Marktstage im Jahre 1908 beigelegt. — Neu: Länder- und Städte-Wappen. — Ferner Ortsregister, Bezugsquellennachweis, Industrie- und Handelsanzeiger.

Preis gebunden Mk. 7.50 (franco).

Die Teilbände des Deutschen Reichs-Adressbuches bieten dem Geschäftsmann ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Erweiterung seines Absatzgebietes, zur Ermittlung vorteilhafter Bezugsquellen. Sie besitzen vor allen übrigen Landes-Adressbüchern den Vorzug der absoluten Zuverlässigkeit, Vollständigkeit und Billigkeit, vor allem den des jährlichen Erscheinens. Daher ist das Adressenmaterial stets neu revidiert und berichtigt. — Ferner für 1908 erschienene Bände:

1. Berlin, Brandenburg, Mecklenburg, Anhalt.
2. Pommern, Ost- u. Westpreußen, Posen, Schlesien.
3. Königreich Sachsen, Thüringen, Lippe, Waldeck.
4. Hansestädte, Schleswig-Holstein, Hannover, Braunschweig.
5. Westfalen, Provinz Sachsen, Hessen-Nassau.
6. Rheinprovinz, Großherzogtum Oldenburg.
7. Bayern, Großherzogtum Hessen.

Zu beziehen durch die

W. Rieter'sche Buchhandlung
L. Kauf, Altensteig.

Altensteig.
Kochherde
in jeder Größe
Kochöfen
mit Vorherd u. Wasserschiff
Öfen aller Systeme
Haushaltungs-
backöfen
Leimöfen
Fleischrauchöfen
Waschkessel transportabel
Ofenschirme
Kohlenfüller
Eiserne Schweine-
ställe m. Ulmer Schweinetröge
sowie
Mähmaschinen
und
Fahrräder
empfiehlt zu den billigsten Preisen
Jul. Müller
Schlosserei.

Mädchen-Besuch.

Ein redliches, reinliches, fleißiges Mädchen von etwa 18 Jahren, das schon in besserem Haus gedient hat, findet bis Mitte März oder Anfang April angenehme Stellung bei gutem Lohn und freundlicher Behandlung in einer kleinen Familie. Wo? — sagt die Exp. ds. Bl.

Altensteig.
Ein ordentlicher

Junge

findet unter günstigen Bedingungen Lehrstelle bei
August Seeger
Schuhgeschäft.

Ein ordentl.

Junge

der die Brot- und Feinbäckerei gründlich erlernen will, kann sofort oder bis Ostern eintreten bei
Robert Großhans
Pforzheim östl. Karlstr. 72.

Vergessen Sie es nicht!
Lehmann u. Hymy
Tuchfabrik Spremberg 57
verkaufen direkt ab Fabrik
Anzug, Paletot, Joppen,
Hosen- und Westen-Stoffe
jedes Maß an Private zu unerreicht billigen Preisen.
Muster an Jedermann frei.

Schweine-Schmalz

garantiert
reines
echtes
mit feinstem Gelebensgeschmack in email. Blechgefäßen als:
Eimer mit 20-35 Pfd. } 4 Pf. }
Ringhafen mit 15-20-35 „ } 10 Pf. }
Schwenkessel mit 30-40-60 „ } 10 Pf. }
Teigschüssel mit 15-30-50 „ } 6 Pf. }
Wassertopf mit 20-40 „ } 6 Pf. }
sowie in 10 Pfd.-Dosen
A. M. 5.80 geg. Nachn. od. Vorkauf.
In Holzgeb. Preisl. zu Diensten.
W. Bencken junior
Kirchheim-Teck 295 (Württ.)
Viele Anerkennungs-schreiben.

Unter städt. u. gewerbl. Oberaufsicht stehende, Februar 1898 gegründete
Württembergische Bauerschule in Wildberg (Schwarzwald)
Hoch- und Tiefbau-Abteilungen.
Meisterkurse. — Prospekte kostenfrei. Zum
Eintritt genügen Volksschulkenntnisse.
Unterrichtsbeginn im Nov. u. im März j. J.

Karl Henßler senior Altensteig

Gutes Werkzeug Halbe Arbeit
Inh: Hch. Henßler
gut eingerichtetes Werkzeuggeschäft
empfiehlt seine sich immer mehr verbreitenden Spezialitäten:
Gutes Werkzeug Halbe Arbeit



Äxte für Holzhaner
Marke Schwan
21-23 cm lang und 2 1/2-4 Pfund schwer
Preis Mk. 2.50-3.30.

Diese Äxte sind ganz aus Gußstahl, sauber geschmiedet zeichnen sich durch hohe Schnittkraft und Widerstandsfähigkeit selbst bei gefrorenem Holz aus.



Waldsägen
Marke Auge
mit enger und weiter Zahnung
130, 140, 150 cm
Preis Mk. 5.-6.50.

Meine Sägen Marke Auge genügen den höchsten Anforderungen, die an sie gestellt werden können.



Scheidkeile
Marke Schwan
kräftige Ware, aus bestem
Gußstahl, sauber geschmiedet,
je nach Schwere
Preis Mk. 1.60-2.20



Schneidmesser
Marke Wolf
für Schindelmacher
Preis Mk. 2.20-2.50.

Zur Anfertigung von Täferschindeln besonders geeignete Form mit dünnem Rücken
Preis Mk. 2.50.
Vorstehende Messer sind im Schwarzwald zu hunderten verbreitet.

Man achte genau auf die Schutzmarken. Garantie: Für jedes Werkzeug, das sich bei ordnungsmäßigem Gebrauch zu weich oder zu hart erweisen sollte, namentlich Äxte, die infolge Fabrikationsfehler auspringen, gebe ich ohne weiteres Ersatz.

Schriftliche Bestellungen werden sofort pünktlichst erledigt; etwa nicht gefallendes wird gerne umgetauscht.

Der Versandt erfolgt gegen Nachnahme, Porto stets zu Lasten des Empfängers.

Auf mein großes Lager in allen sonstigen Werkzeugen sei besonders aufmerksam gemacht.

